

**Deutscher
Reporterpreis
2017**

**Die 7 nominierten Texte
in der Kategorie
„Bester freier Reporter“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Emilia Smechowski: Der Anpasser (127)	03
2) Fritz Zimmermann: Die unsichtbare Gefahr (185)	18
3) Johannes Böhme: Sorgenkinder (0228)	32
4) Silke Weber: Eine Liebesgeschichte (0832)	57
5) Lena Niethammer: Sieht mich jemand? (1216)	69
6) Julia Amberger: Die Queen trägt Dynamit (1275)	88
7) Sonja Hartwig: Und Adem nahm den Gürtel(1459)	102

Der Anpasser

Paul Ziemiak, geboren in Polen, ist Chef der Jungen Union und will in der CDU ganz nach oben. Ein geradliniger Aufstieg - nur beim Thema Zuwanderung gerät er merkwürdig ins Schlingern

Von Emilia Smechowski, SZ Magazin, 30.6.2017

Sie kommt, los, los, los, raunt es durch die Menge, und Paul Ziemiak setzt sich in Bewegung, gefolgt von drei dunkelblauen Anzügen, er sieht die Limousine schon Weitem auf sich zukommen, vorbei an der Polizei mit den Schutzwesten und Hunden und Pistolen, vorbei an den Demonstranten, die „Merkel muss weg!“ rufen, vorbei an den Neonazis, die schnell noch Plakate gemalt haben, und als die Limousine nur noch wenige Meter entfernt ist, dreht sich Paul Ziemiak weg und öffnet seine Hose.

Sein Mitarbeiter schaut ihn entgeistert an und flüstert: „Alter?“

Aber der hört ihn nicht, er hat sich schon das Hemd in die Hose gestopft, einmal vorn, einmal hinten, zack, Reißverschluss hoch, Paul Ziemiak liebt Effizienz. Den ganzen Vormittag ist er rumgelaufen, hat Dutzende Fotos gemacht, soll er sich etwa so ungeordnet vor die Kanzlerin stellen? Er streckt seine rechte Hand aus und sagt: „Guten Tag, Frau Merkel.“

Und während man sich noch fragt, ob das gerade eine nervöse Geste war oder eher eine gorillahafte, setzt sich der Menschenzug in Bewegung, hinein in die Halle in Paderborn. Es ist Oktober 2016, noch elf Monate bis zur Bundestagswahl. Und Paul Ziemiak, 31 Jahre alt, Bundesvorsitzender der Jungen Union, der größten Jugendorganisation einer politischen Partei in Europa, ist da schon auf dem Weg nach oben. Er weiß das und er zeigt das: Er ist wer. Seine Mitarbeiter kämen nicht auf die Idee, wenige Meter vor Merkel die Hose zu öffnen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als er 2014 die Nachfolge von Philipp Mißfelder antrat, kannte ihn kaum jemand. Mißfelder hatte einen anderen Kandidaten aufgebaut, Benedict Pöttering, dann stellte sich plötzlich auch Paul Ziemiak zur Wahl. Es war die erste Kampfkandidatur um den Vorsitz seit 41 Jahren. Heute, nur drei Jahre später, gehört Ziemiak zur ersten Riege der jungen Politiker in der CDU. Sollte Merkel die Wahl im September gewinnen, werden wohl ihre letzten Jahre als Kanzlerin folgen. Das Spiel um ihre Nachfolge hat längst begonnen, Paul Ziemiaks Name ist einer von dreien, die immer wieder fallen, wenn es auf lange Sicht um die Führung in der CDU geht. Wie hat er das geschafft?

Paul Ziemiak kommt, wie viele wichtige Politiker der CDU, aus Nordrhein-Westfalen, aufgewachsen ist er in Iserlohn, dort wohnt er noch heute. Geboren wurde er im polnischen Stettin, da hieß er noch Paweł, aber das sollte hier gar nicht so ausführlich erzählt werden, wenn es nach ihm geht. Migrant sein in der CDU, das ist gar nicht so einfach, auch 2017 nicht.

Er hat nun Merkel in die Halle geführt, die Apparate der Fotografen klackern wie Kastagnetten, während die Kanzlerin für ihre Rede in Richtung Bühne läuft. Beim Einmarsch bekommt hier jeder einen Song, wie Boxer vor dem Kampf, bei Angela Merkel spielen sie die Melodie der US-Actionserie *The A-Team*. Für sie steht viel auf dem Spiel. Sie braucht die Junge Union, und sie braucht Paul Ziemiak, vor allem im anstehenden Wahlkampf: Es ist der Parteinachwuchs, der Plakate kleben und von Tür zu Tür gehen wird.

Der Deutschlandtag, das alljährliche bundesweite Treffen der Jungen Union, ist eine merkwürdige Veranstaltung. Dem Klischee nach sitzt da ein Haufen Jungs, der mit Papas Uhr am Handgelenk geboren wurde und nun ein bisschen Politik spielt. Und dann trifft man auf Jungs, gestärktes Hemd, gegelter Seitenscheitel, die, spricht man sie darauf an, tatsächlich sehr gern erzählen, was das Besondere an Papas Uhr an ihrem Handgelenk sei. Ab und an wird ein Kärtchen gehoben, um für oder gegen einen Antrag zu stimmen, gegen elf gibt es das erste Bier. Wenn es passt, rufen ein paar von hinten „Deutschland bleibt Deutschland!“, und am Abend, auf der Party, reihen sich alle auf Jägermeister-Cola mit Perlenkettenmädchen in eine Polonaise ein. Mitglieder

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der JU senken nie den Blick, wenn sie mit einem sprechen, und gibt man ihnen die Hand, drücken sie selbstbewusst zu.

Die Junge Union, gerade siebzig Jahre alt geworden, 110.000 Mitglieder, ist eine Miniaturausgabe der „großen“ Union aus CDU und CSU, wie bei den Großen gibt es einen liberalen und einen konservativen Flügel, und wie bei den Großen grätschen die Bayern immer rein. Diesmal hält der bayerische Landesverband ein Bild von Franz Josef Strauß hoch, beim Schlussapplaus für Merkel sind sie die Einzigen, die sitzen bleiben. Im Durchschnitt sind die Mitglieder 27 Jahre alt, zu ihren Lieblingswörtern gehören „Anstand“ und „Respekt“.

Man kann sich über all das lustig machen. Die *heute-show* hat ihren Praktikanten losgeschickt, er muss sich gar nicht viel Mühe geben, der Beitrag wird eh komisch. Man kann aber auch die AfD-Anhänger und die Neonazis vor der Halle sehen und sich fragen: Sollte man nicht froh sein über jeden jungen Menschen, der noch über Inhalte diskutiert und an demokratische Prozesse glaubt?

Von der JU wird erwartet, dass sie sich ein bisschen aufmüpfig zeigt gegenüber Merkel, allerdings muss das wohl dosiert geschehen, schließlich wollen sich die zukünftigen Alphatiere der Partei nicht die Zugänge versperren. Das ist nur einer von vielen Widersprüchen im Leben von Paul Ziemiak.

Am Tag bevor Merkel kam, wurde er als Vorsitzender wiedergewählt, mit 85 Prozent. Oder wie sie bei der JU sagen: Er hat geliefert. Sie spielten ihm *Ich will immer wieder ... dieses Fieber spür'n* von Helene Fischer. Darin geht es um eine Frau, die auf ihren Mann wartet. Sie wünscht sich, dass er nach Hause kommt, wenigstens zur Nacht. Der Saal klatschte, Paul Ziemiak wippte rhythmisch mit dem Oberkörper und winkte in den Saal. Seine Frau, die zu dem Zeitpunkt noch seine Freundin war, saß zu Hause in Iserlohn. Paul Ziemiak hatte sich das Lied gewünscht, er mag die Musik von Helene Fischer, das ist ihm auch nicht peinlich. In seiner Welt ist cool, wer die richtigen Leute kennt, nicht der mit dem besten Musikgeschmack.

Beim ersten Treffen mit dem *SZ-Magazin* im April 2016, im Restaurant „Dressler“ Unter den Linden in Berlin, antwortete er auf die Frage, warum er sich für die CDU entschieden hat: „Es hat viele Gründe. Aber gerade für Aussiedler spielt die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

CDU eine wichtige Rolle. Es war doch Helmut Kohl, der es den Aussiedlern ermöglicht hat zu kommen und für die deutsch-polnische Freundschaft gearbeitet hat.“

Paul Ziemiak wurde nicht mit Papas Uhr am Handgelenk geboren. Seine Eltern wollten die Korruption, den Mangel in der Heimat Polen nicht mehr ertragen, also setzten sie sich 1988 mit Paul, seinem älteren Bruder und drei Koffern auf die Fähre von Stettin nach Travemünde: vier von etwa 140.000 Polen, die in jenem Jahr in die Bundesrepublik kamen. Im Bus zur Erstaufnahmestelle war der dreijährige Paul so aufgeregt, dass er sich übergab. Erst Friedland, dann Unna-Massen, die bis heute größte Flüchtlingsunterkunft in NRW. Die Stimmen, die nachts durch die Wand kamen. Der erste Besuch bei Aldi. Die Armut. Die Scham. Das erste deutsche Auto und der unbedingte Wille, dazuzugehören. Das Leben eines Aussiedlerkindes in den Achtzigern.

1998, da war er 13 Jahre alt, halt er zum ersten Mal beim CDU-Wahlkampf mit, faltete Flyer, klebte Plakate. Am Wahlsonntag wurde Kohl nach 16 Jahren abgewählt. Fünf Wochen später trat Paul Ziemiak in die Junge Union Deutschlands ein.

Die Notwohnung, die die Ziemiaks wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Deutschland bezogen hatten, bestand aus einem Zimmer, zum Duschen ging man in den Keller, nachts traute sich Paul nicht allein aufs Klo, das Treppenhaus war kalt und dunkel. Die Eltern, beide Ärzte, mussten anfangs im Krankenhaus als Praktikanten arbeiten, weil ihre polnische Approbation nicht anerkannt wurde.

Da die JU Mitglieder erst ab 14 Jahren aufnahm, änderten sie auf dem Mitgliedsantrag Paul Ziemiaks Geburtsdatum. Er wurde zum Schriftführer des JU-Stadtverbandes ernannt, lernte Wörter wie „Sitzungskalender“ oder „Drucksache“ .

Neben der Notwohnung der Ziemiaks lag ein Asylbewerberheim. Oft kam die Polizei, dann lehnte sich Paul mit seinem Vater aus dem Fenster. Er freundete sich mit einem Jungen an, der kam aus einer Roma-Familie und hieß Paris. Nach einem Jahr zogen die Ziemiaks weg, Paris blieb.

In Iserlohn wurde ein Kinder- und Jugendparlament gegründet. Paul Ziemiak wurde der Vorsitzende. Er lernte, wie man sich am Infostand verhält: die Leute immer wegziehen, wenn es Streit gibt, niemand sollte pöbelnde Menschen mit der Partei

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verbinden. Es gab schon damals wenige 15-Jährige, die sich für Infostände von Parteien interessierten.

In dem Neubau, in den seine Familie zog, wohnten fast nur Polen - auch Adrian und Arleta. Sie verbrachten jeden Nachmittag zu dritt, aber egal, was sie spielten, um kurz vor 20 Uhr wollte Paul nach Hause, *Tagesschau* gucken. So erzählt es Arleta heute. Später zogen sie weiter, mit anderen zum Tümpel in der Nähe, Wahrheit oder Pflicht, Bier, Wodka, die ersten Küsse.

Mit 17 saß Paul Ziemiak im Kreisvorstand, mit 21 im Landesvorstand, mit 24 war er Chef des Bezirksverbandes, mit 26 Chef des Stadtverbandes, mit 27 Chef seines Landesverbandes, des größten in Deutschland.

Zur zehnten Klasse kam er auf ein Internat, das sich selbst als liberal-konservativ bezeichnet, am schicken Seilersee in Iserlohn, und sah seine alten Freunde immer seltener. Er hatte nun neue. Sein Vater führte mittlerweile eine gut laufende Frauenarztpraxis, er war selten zu Hause. Paul Ziemiak fing an, Jura zu studieren, und trat in gleich zwei katholische Studentenverbindungen ein.

Ein Junge, der mit seiner Familie aus dem ehemaligen Ostblock geflohen war, und sein unbändiger Wunsch, Politiker zu werden, ausgerechnet in der konservativen CDU: zwei Stränge in Paul Ziemiaks Leben, die im Wesentlichen parallel zu laufen schienen. Bis zum 19. September 2014.

Mit großen Schritten lief er zur Bühne, sprang die kleine Treppe hoch und griff sich kurz an die nasse Stirn. „Liebe Freundinnen und Freunde, ich glaube, ich war in meinem ganzen Leben noch nie so nervös wie heute.“ Er rang ein bisschen nach Luft. Monatelang war er quer durchs Land gefahren, mit einem Opel Adam noch, von Verband zu Verband, von JU-Mitglied zu JU-Mitglied, im Kapuzenpulli, Hashtag #EuerPaul, er hatte auf Schultern geklopft und mitgesoffen, zehn Minuten Gespräch und anschließend die Frage: „Gibst du mir deine Stimme?“

Sein Gegenkandidat war bestens vernetzt in den Medien, jeder in der Union kannte die Familie Pöttering, deshalb gab Paul Ziemiak keine Interviews, er wusste, den Kampf würde er so nicht gewinnen. Zwei Wochen vor der Wahl dann doch: Deutschlandfunk, am Morgen. Politikerprimetime. Heute erzählen sie in der JU, was

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

für ein Affront das damals war: eine Kampfkandidatur! Offene Auseinandersetzungen sind nicht üblich innerhalb der einzelnen Gruppen der Union, „das ist wie bei einer guten bürgerlichen Familie“, sagt ein JUler, der nicht mehr aktiv ist. „Da wird lieber alles unter den Teppich gekehrt, als dass einer mal aufmuckt.“

Man kann auf Youtube sehen, wie Paul Ziemiak 2014 seine Bewerbungsrede hält, vor 316 Delegierten und etwa tausend Gästen, mit allen Zutaten, die die Rede eines konservativen jungen Angreifers braucht: ein bisschen Europa, ein bisschen Bundeswehr, ein bisschen Vaterland, ein bisschen Scharia, und nicht zu vergessen: Kritik am Rentenpaket. Er spricht solide, zehn Minuten lang, in perfekt gezwirbelten Sätzen, er ändert Rhythmus und Lautstärke, steigert sich, wenn er auf einen Punkt hinauswill, wird schneller und lauter, die Stimme überschlägt sich, aber wir müssen auch einmal Ross und Reiter nennen, meine lieben Freundinnen und Freunde! Applaus.

Nach einer kurzen Pause, demütiger Blick nach unten, sagt Paul Ziemiak dann: „Dass ich in der Jungen Union bin, dass ich hier stehen darf, habe ich auch unserem Land zu verdanken. Denn geboren wurde ich in einer anderen Welt, 1985, in Stettin, in Polen.“

Stille. Solche Reden kannte man nicht in der JU.

Um sich für einen der wichtigsten Posten in der CDU zu bewerben, erzählte Paul Ziemiak von seiner Flucht. Von seinen Eltern, die aus der Unfreiheit der Heimat flohen, ohne Tschüss zu sagen. Von der Anstrengung, die dieses Ankommen in Deutschland erforderte. Er sagte das nicht nur, um ein paar Menschen im Saal zu rühren. Er wollte auf den Claim hinaus, den seine Partei ausmacht. „Egal, wo du geboren wurdest, egal, ob dein Vater studiert hat oder deine Mutter Hausfrau ist, wenn du hart arbeitest, dann kannst du es schaffen, das muss die Botschaft der Jungen Union sein, liebe Freunde!“

Er gewann. 63 Prozent der Delegierten wählten ihn zu ihrem neuen Vorsitzenden. Sein Gegner trat daraufhin von der politischen Bühne ab. Bis heute möchte Benedict Pöttering über diese Wahl nicht sprechen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Später wird Paul Ziemiak sagen, die Menschen wollten das doch: Geschichten hören. Er kann das gut, Stimmungen erfühlen, wissen, wann welche Ansprache angebracht ist. Beobachten, sich anpassen. Das hat er gelernt.

Paul Ziemiak lebt die typische Aufsteigergeschichte der CDU, einer konservativen, bürgerlichen Volkspartei. Die Partei sagt nicht: Wenn du anders bist, darfst du nicht bei uns mitmachen. Sie sagt: Du bist anders? Das macht nichts, du kannst dich ja anpassen. Volker Kauders Eltern wurden als Deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg aus Jugoslawien vertrieben. Hermann Gröhes Eltern flohen aus der DDR nach Nordrhein-Westfalen, der Sohn musste sich als Protestant in ein durchweg katholisches Umfeld einfügen. Jens Spahn ist schwul, thematisiert das aber nur, wenn er es mit Kritik am Islam verknüpfen kann. Und die Kanzlerin? Unvorstellbar, dass sie einen Satz beginnen könnte mit: Ich als Frau, oder: Ich als Ostdeutsche.

Die CDU scheint wie gemacht für Polen, die Anpassungsmeister der Nation.

Schon in seiner Rede in Inzell hatte Paul Ziemiak den Satz formuliert, mit dem er später am häufigsten zitiert werden sollte: „Wer die Scharia mehr achtet als deutsche Gesetze - da hilft kein Integrationskurs, da hilft Gefängnis!“ Nach dem Sommer 2015 forderte er als einer der Ersten eine Grenze bei der Aufnahme von Asylbewerbern. Ende 2015 saß er bei *Maischberger* und wiederholte wie ein Mantra: „Schauen Sie doch mal nach Neukölln!“ In Leitartikeln schrieb er über die deutsche Leitkultur - bis er es Ende 2016 auf dem Parteitag der CDU schaffte, einen Beschluss gegen die doppelte Staatsbürgerschaft durchzusetzen. Die Umfragewerte der AfD waren zu dieser Zeit noch zweistellig, die Union tat gut daran, ihre konservative Seite wiederzuentdecken.

Seine Herkunft erwähnte Paul Ziemiak von da an eher nicht mehr. Sie war ein gutes Vehikel gewesen, für die Geschichte von Aufstieg und Dankbarkeit, erzählt von einem Vorzeigemigranten, der perfekt assimiliert scheint - in Deutschland und in der CDU. Würde man in seinen Nachnamen nach dem „m“ ein „n“ einfügen, hieße Ziemiak, aus dem Polnischen übersetzt, „Kartoffel“. Und als ob das nicht genug Ironie wäre, spricht er seinen Namen auch noch deutsch aus, das „Z“ also nicht wie ein weiches „Sch“, sondern er sagt „Tsiemiak“ - so wie Cem Özdemir seinen Nachnamen auch nicht weich spricht wie im Türkischen, sondern „Ötsdemir“ sagt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die, die ihn in der Jungen Union heimlich kritisieren, sagen, er gehe zu strategisch vor, sei zu geheimnisvoll. Konkreter werden sie nicht, da sei nur dieses Gefühl, dass man nie wisse, was Paul Ziemiak als Nächstes vorhabe. Mit wem arbeitet er zusammen, welche Allianzen geht er ein?

Ein paar Tage vor dem Deutschlandtag, Oktober 2016, Paul Ziemiak fährt von einem Termin zurück nach Iserlohn. Er drückt das Gaspedal seines schwarzen Audi A4 durch, bis der Drehzahlmesser fast den roten Bereich berührt, bremst ab, wartet, bis der vor ihm nach rechts rüberzieht, drückt wieder durch. Das Autofahren entspanne ihn, sagt er, bei wichtigen Telefonkonferenzen, wenn er viel zuhören muss, setze er sich am liebsten ans Steuer und fahre durchs Sauerland. Für die weite Strecke nach Berlin aber, schiebt er schnell hinterher, nehme er immer die Bahn.

Er lenkt seinen Wagen durch Straßen, in denen Hässliches und Schönes direkt nebeneinander stehen, als stünde auch seine Heimatstadt für den CDU-Claim: Dein Leben muss nicht armselig bleiben - schau, was du Hübsches erreichen kannst! Er zeigt das Eishockeystadion, auf dessen VIP-Tribüne er gern sitzt. Das Rathaus aus den Siebzigern, das die Architektur und den Charme eines Parkhauses hat, und das Viertel, in dem er heute lebt: ganz oben, am Stadtwald, eine Villengegend. Die Kapuzenjacke hat er längst gegen gut sitzende Sakkos eingetauscht. Er trägt nun Bart und Geheimratsecken.

Er will die Stationen seiner Vergangenheit zeigen, weil ich, die Reporterin, aus Polen komme wie er. Neben einem Neunzigerjahrebau steigt er aus dem Wagen. Ihre erste richtige Wohnung war das hier, 1990 sind sie eingezogen. Er sieht den frisch asphaltierten Gehweg, den Sandkasten ein paar Meter weiter, „Mensch, das wurde ja neu gemacht hier, sieht super aus“, damals seien sie schon froh gewesen, als ein paar Büsche gepflanzt wurden. Er läuft zum Klingelschild, lauter neue Namen.

Plötzlich kommt ein älterer Mann auf ihn zu. Ein kurzer Schreck, „cześć“, sagt Paul Ziemiak, hallo. Der Mann nimmt die Zigarette aus dem Mund und schlägt ein. „Was hast du denn da neulich gesagt, Junge, was sollte die Sache mit den Renten?“, er haut ihm freundlich auf die Schulter, Paul Ziemiak bekommt das häufig zu hören, seit er sich vor Kurzem gegen die Rente mit 63 ausgesprochen hat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Wie geht es denn Adrian?“, fragt Ziemiak, er spricht ein niedliches Kinderpolnisch, und als hätte er es heraufbeschworen, kommt sein alter, vergessener Freund. Jogginghose, ein zerschlissener weißer Pulli, die Hände eines Mannes, der mehr tut, als in Akten zu blättern. Sie umarmen sich. Sie sagen nicht viel. „Schön war es hier.“ - „Ja, ja, schön.“ - „Es gab nur zwei deutsche Familien hier damals.“ - „Ja, das waren ja sonst alles Polen.“

Paul Ziemiak lächelt etwas gequält. Er will weg. Er passt hier nicht mehr hin, mit seinem Audi und der Barbourjacke.

„Weißt du noch, wie wir nachts loszogen, wenn die Eltern schliefen? Ich schlich an dein Fenster und rief leise: Komm!“

„Du, sorry, wir müssen“, sagt Paul Ziemiak, Handschlag, Umarmung, und als er wieder im Auto sitzt, ist er erst mal still.

Als sie sich voriges Mal sahen, Jahre her, da zeigte Adrian Fotos. „Ihm bedeutet unsere gemeinsame Zeit sehr viel“, wird Paul Ziemiak später sagen. Nur leider habe Adrian weitergekiff, als die anderen längst aufgehört hatten, die berühmte schiefe Bahn. Ziemiak merkt, wie seine Welt sich verändert hat. Sein Freund Adrian tut ihm leid. Er hatte noch überlegt, ihn zu seinem dreißigsten Geburtstag einzuladen, dann hat er es sein lassen.

Als Adrian ein paar Monate später ans Telefon geht, fragt er auf die Bitte um ein Treffen: „War das Pauls Idee? Wäre er dabei?“ Er ist ehrlich enttäuscht, ohne Paul lieber nicht, sagt er, er wolle nicht schlecht über seinen Freund sprechen. So nennt er ihn noch immer. Zehn Minuten später ruft er wieder an. „Ja, der Paul.“ Er dachte, sie würden immer Freunde bleiben. „Aber er ist ja jetzt weltweit unterwegs sozusagen.“ Manchmal, wenn er ihn sehen will, schaltet er *Anne Will* ein, und dann stellt er sich vor, wie das wäre, mit ihm zu quatschen, bei „McDonald’s“, wie immer, „ab zu Meckes und danach noch ein Bierchen“. Adrian ist, wie Paul, Anfang dreißig. Er ist gerade wieder zu seinen Eltern zurückgezogen und arbeitet als Lagerfacharbeiter in einer Papierfirma. Arleta hingegen wohnt in einem Reihenhauses in Herne, sie hat zwei Kinder und einen Teilzeitjob, von ihrem alten Piercing ist nur noch ein kleines Loch über der Lippe geblieben. Zu seinem Dreißigsten hatte Paul sie eingeladen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Ich weiß, wann ich gemerkt habe, dass der Paul einen anderen Weg gehen wird als ich“, sagt Adrian. „Das war, als er von seinen Eltern ein Klavier bekam. Mit dem Klavier fangen die reichen Leute doch immer an. Aber ich bin nicht neidisch. Jeder tut, was er kann.“

Paul Ziemiak kandidiert nun für den Bundestag, Kreis 141, Herne/Bochum II, den Schritt in die Landespolitik hat er übersprungen, er will gleich nach Berlin. Er sitzt im Aufsichtsrat der Stadtwerke Iserlohn, sein Geld verdient er als Mitarbeiter bei der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PricewaterhouseCoopers, und wenn er will, kann er jederzeit Angela Merkel auf dem Handy anrufen. Zu seinen besten Freunden gehören heute Söhne von Leuten aus den Chefetagen des FC Bayern, des Kirchhoff-Konzerns (einem Automobilzulieferer, geführt von einer der reichsten Familien Deutschlands) und des erzkatholischen Liminski-Clans - einer einflussreichen, zwölfköpfigen Familie, die gegen Abtreibung und Sex vor der Ehe wettet.

Wenn sein Vater anruft, und ein wichtiger Parteikollege sitzt mit im Auto, dann geht Paul Ziemiak nicht mehr dran. Er schämt sich für sein Polnisch. Und dafür, dass dem Vater noch immer die Muttersprache lieber ist. Paul Ziemiak will nicht vergessen, wo er herkommt und dass er einmal arm war. Aber er ist jetzt ein aufstrebender Politiker in einer großen deutschen Partei, für die „Multikulti“ ein ideologisches Schimpfwort ist. Das ist die Rolle, für die er sich entscheiden hat. Wie könnte er in so einem Gefüge einerseits und andererseits sein?

Zwei Stunden nach dem zufälligen Treffen mit seinem alten Freund sitzt Paul Ziemiak beim Mittagessen im Steakhaus. Er bestellt die Leber und Kartoffelpüree statt Pommes. Zu „McDonald’s“ geht er nicht mehr. In der Politik gibt es ständig was zu essen, hier eine Wurst, da einen Bienenstich, „Plauzenalarm“, sagt sein Mitarbeiter dann immer.

Warum der eine aufsteigt und der andere nicht, diese Frage beschäftigt Paul Ziemiak immer wieder. Adrians Mutter sei Aushilfspostbeamtin in Polen gewesen, erzählt er, der Vater ungelernt. Am Ende hätten die Eltern zu ihrem Sohn gesagt: Geh auf die Hauptschule, da sind schon deine Cousins. „Entscheidend ist nicht die Kultur oder das Herkunftsland“, sagt Paul Ziemiak, „entscheidend ist die Bildung. Deshalb

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dürfen wir nicht nur Geringqualifizierte ins Land holen, sonst haben wir ein Riesenproblem.“ Und schon hat die Politik ihn wieder.

Seinem Vorgänger Philipp Mißfelder wurde nachgesagt, ein Opportunist zu sein, einer, für den Inhalte nur Sprossen einer Karriereleiter waren. Auch Paul Ziemiak will nach oben. Aber er hat sich nicht nur Antworten zurechtgelegt. Er stellt Fragen. Er sagt, wenn er etwas nicht versteht. Man kann mit ihm über Netflix-Serien genauso diskutieren wie über die großen Fragen der Zeit. Warum sind Menschen in Deutschland obdachlos, warum kommen manche nicht raus aus der Hartz-IV-Schleife? Warum können sich seine Freunde kein Eigenheim leisten, obwohl sie gut ausgebildet sind? Was ist Gerechtigkeit? „Ich würde das gern zu meinem Thema machen, wenn das Wort Gerechtigkeit nicht so SPD-besetzt wäre. Vielleicht überlege ich mir einfach ein neues Wort!“ Wenn Paul Ziemiak lacht, verliert sein Gesicht für einen Moment die verschwitzte Anspannung, dieses ständige Sendungsbewusstsein eines Politikers. Es blitzt dann etwas Jungenhaftes auf, nicht nur wegen der Zahnücke.

Dann wirken seine halb geschlossenen Bernhardineraugen auch nicht mehr so traurig, dann richtet er sich etwas auf. Paul Ziemiak läuft oft gebückt, als hätte er das Gefühl, zu groß zu sein, dabei misst er gewöhnliche 1,86 Meter. Manchmal, wenn er einen Witz macht, verzieht er keine Miene, bis bei seinem Gegenüber der Groschen fällt. Er hat einen guten, trockenen Humor.

Harte Arbeit soll sich auszahlen, auch für den, der nicht studiert hat, findet er. In den vergangenen Monaten war er mit einer Azubi-Kampagne unterwegs, er verbrachte eine Nachtschicht mit der Bundespolizei in Dortmund, arbeitete als Schuhmacher und Fliesenleger. Ein paar Stunden Zeit, ein paar Fotos für Facebook und Twitter. Für „Pauls Praktiker-Tour“ gewann die Junge Union den Politikaward, einen Preis, der politische Kampagnen auszeichnet.

Paul Ziemiak bekommt rote Wangen, wenn er darüber diskutiert, ob wirklich jeder ein Schnitzel am Tag haben sollte - oder warum nicht der, der sich besonders anstrengt, auch fünf Schnitzel verdient hätte. Er schaut sich auf Youtube gern Christoph Butterwegge an, „ein toller Redner“, findet er. Da ist ihm auch egal, dass der Armutsforscher der Kandidat der Linkspartei für das Amt des Bundespräsidenten

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

war. Dabei verachtet er die Linken, viel mehr noch als die Grünen. „Rot-Rot-Grün verhindern!“, für diese Losung gibt es bei CDU-Veranstaltungen den meisten Applaus.

Es ist 2017, Wahljahr. Paul Ziemiaks Jahr. Drei Wochen bevor es begann, hat er geheiratet. Im Februar ist er auf Platz Nummer elf der NRW-Landesliste für den Bundestag gelandet. Das freut ihn sehr. Philipp Mißfelder erreichte nur die 14, und das, als Mißfelder schon zum dritten Mal für den Bundestag kandidierte. Mit ziemlicher Sicherheit also wird Ziemiak im September in den Bundestag einziehen. In Berlin wohnen will er dennoch nicht, die anonyme Großstadt nervt ihn, sagt er. Mit seiner Frau ist er zusammen, seit er 18 ist. Sie ist Deutsche. Geheiratet haben sie in der Kirche, in der auch seine Kommunion und Firmung stattfanden. Vor Kurzem ist er Vater geworden. Haus ist ja schon da, er müsste nur noch einen Baum pflanzen.

Er muss nun öfter an seine Mutter denken, jetzt, wo er selbst ein Kind hat. Sie starb an Krebs, als er 22 Jahre alt war. Bis zum Ende hat er sie gepflegt, er hat die Trauerfeier organisiert, den Vater gestützt, erst am Tag nach der Beerdigung tat sich das riesige Loch auf. Paul Ziemiak fiel durchs Staatsexamen und fing danach an, Unternehmenskommunikation zu studieren. Das Studium hat er bis heute nicht abgeschlossen, es ist die einzige Lücke in seinem Lebenslauf.

Politik ist ein Extremberuf, ein Job für Getriebene, Ziemiak kommuniziert ständig, er ruft den Geschäftsführer von Borussia Dortmund an, danach den Generalsekretär der CSU und gleich darauf seinen CDU-Landesvorsitzenden. Dass Begleiter mitbekommen, mit wem er da spricht, findet er schon gut.

Im Jahr 2020 wird Paul Ziemiak 35 Jahre alt sein, dann muss er es zu was gebracht haben im politischen Berlin. 35 Jahre ist die Altersgrenze der Jungen Union.

Je länger man an seiner Seite ist, in Berlin und in Nordrhein-Westfalen, beim Abholen seiner ersten Brille, beim Händeschütteln und Selfiemachen und Redenhalten, wenn er das Englisch der Kanzlerin imitiert oder im Auto *Großer Gott, wir loben Dich* singt, desto klarer zeichnet sich ein Unterschied ab zwischen dem Bundesvorsitzenden der Jungen Union und dem privaten Paul. Der Bundesvorsitzende wiederholt ständig, dass die Familie heilig sei. Der private Paul fragt sich, wie er es schaffen soll, sein Kind aufwachsen zu sehen, wo er doch nur zwei Tage die Woche zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hause ist. Der Bundesvorsitzende spricht sich immer wieder gegen die Homoehe aus. Der private Paul hat viele schwule Freunde und findet das gut so. Je mehr er erzählt, desto ambivalenter wird er, sympathisch, ein Mensch mit Widersprüchen, nicht nur Politiker.

Aber je mehr er erzählt, desto öfter sagt er auch, man solle das bitte nicht schreiben. Er kippt einem alles Mögliche vor die Füße - aber das solle unter uns bleiben.

Paul Ziemiak hat sich schon vor Jahren mit zwei anderen CDU-Politikern zusammengetan, um nach oben zu kommen: Jens Spahn, Staatssekretär im Finanzministerium, und Carsten Linnemann, Chef der Mittelstandsvereinigung. Alle drei kommen sie aus NRW, sind gut vernetzt und gute Redner, und wenn sie reden, reden sie Klartext, wie es so schön heißt. Die Medien nennen sie abwechselnd die „Erben Merkels“ oder die „Troika“. Spricht man mit Menschen, die die CDU seit Jahren beobachten, sagen sie: Stolpert Merkel, werden diese drei ihr nicht mehr aufhelfen. Wer jetzt in der CDU und in den Dreißigern ist, hat die beste Startposition.

Beim vergangenen Bundesparteitag haben die drei einen Beschluss durchgesetzt, die doppelte Staatsbürgerschaft für Kinder ausländischer Eltern wieder abzuschaffen. Betroffen wären Menschen aus Nicht-EU-Ländern, in Deutschland also in erster Linie die Türken. Der Doppelpass innerhalb der EU wurde nicht in Frage gestellt. Paul Ziemiak sagte im Dezember 2016 in einem Interview mit dem Deutschlandfunk: „Wir können den Menschen eine Entscheidung abverlangen.“ Ein Argument wiederholt er von da an immer wieder: Gerade nachfolgende Generationen, die mit dem Herkunftsland ihrer Eltern nichts mehr zu tun haben, sollen sich zu ihrem deutschen Pass bekennen.

Februar 2017, wieder im Auto, wieder in Iserlohn. Ziemiak hat heute frei, er erzählt viel. Und er will alles Mögliche wissen. Ob ich mit meinem Kind Polnisch spreche, zum Beispiel. Er wolle das auch versuchen, allerdings wäre da ein polnisches Au-pair wohl besser, er sei ja so selten da.

Dann fragt er: „Hat dein Kind denn die polnische Staatsbürgerschaft?“ Er fragt das von sich aus. Er sagt, er habe sich bei der Botschaft schon erkundigt, das scheine

ja nicht kompliziert zu sein, eine zu beschaffen, er wolle das seinem Kind mitgeben, schließlich sei es doch irgendwie in Polen und in Deutschland verwurzelt.

Er und ich schweigen in das leise Röhren des Motors hinein.

Dann schaut er mich an. Wie verbindet er den privaten Paul jetzt mit dem Bundesvorsitzenden? Er wolle die Türken ja nicht provozieren, sagt er. Aber sei es nicht verständlich, dass er seinem Kind ein Stück Identität des Vaters mitgeben wolle? Und überhaupt sei Polen doch ein ganz anderes Land als die Türkei.

In der Politik fällt oft das Wort „Glaubwürdigkeit“. Paul Ziemiak unterhöhlt seine Glaubwürdigkeit, indem er mit zweierlei Maß misst. Sein Kind soll das bekommen, was er den Türken verbieten will. Sicher, Polen ist in der EU, die Türkei nicht, aber der Punkt ist ein anderer: Ziemiaks Kernargument gegen die doppelte Staatsbürgerschaft wäre offensichtlich auch auf sein Kind anwendbar. Nämlich dass derjenige, der mit dem Herkunftsland seiner Eltern nichts mehr zu tun habe, sich für einen Pass entscheiden solle. Ziemiaks Empfinden wiederum, sein Kind sei irgendwie auch in Polen verwurzelt, müsste dann auch für Kinder türkischstämmiger Eltern gelten dürfen.

Hat er sich vergaloppiert mit seiner Idee, auf der rechten Spur Karriere zu machen? In jedem Fall ist es ein Punkt, an dem seine Zerrissenheit aufhört, sympathisch zu sein, man will ihn schütteln, ihm zurufen: Mensch! Paul!

Es ist der 14. Mai 2017, Wahlsonntag in Nordrhein-Westfalen, als Paul Ziemiak wieder mit fast 200 Stundenkilometern über die Autobahn rast, auf dem Weg nach Düsseldorf. Er ist nervös, jeden Moment könnte die SMS kommen, die vor der Hochrechnung um 18 Uhr eine erste Prognose abgibt - damit sich die wichtigen Akteure eine Reaktion zurechtlegen können. Zu denen gehört er jetzt. Die „kleine Bundestagswahl“ gilt als Stimmungsmesser der Republik, bis zuletzt lagen SPD und CDU in den Umfragen fast gleichauf. Ziemiak lässt immer wieder das Lenkrad los, greift zum Handy in der Ablage, und als dann das entscheidende Vibrieren kommt, schreit er „Yes!“, viel lauter, als er wollte. Er zieht rüber und parkt zwischen Lastwagen auf dem Rastplatz, kurz telefonieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ziemiak schläft jetzt, wie er sagt, nur noch fünf Stunden pro Nacht, unter seine Augen haben sich Schatten gelegt, das Rauchen aufzugeben hat er aufgegeben. Er isst schneller, als er verdauen kann, und muss ständig aufstoßen. Kein Beruf nutzt so ab wie die Politik, mittlerweile wird er älter geschätzt, als er ist. Aber seine Partei stellt den neuen Ministerpräsidenten.

Bis zum Ende hat er den Wahlkampf unterstützt, er ist von Tür zu Tür gelaufen und hat Streuselkuchen gegessen, in Schützenvereinen und auf Seniorentreffs. Er hält nun andere Reden als 2014. Er erzählt nicht von seinen Eltern, sondern von seinem Schwiegervater aus dem Münsterland. Jahrgang 1950, die Nachkriegsgeneration. „Mein Schwiegervater hat, wie Sie alle hier, dieses Land aufgebaut, deshalb geht es unserer Generation heute so gut wie keiner zuvor!“ Eifriges Nicken, Applaus. Paul Ziemiak läuft sich warm für den Wahlkampf, für den Bundestag. Er spricht wie früher über kalte Duschen und ungeheizte Schlafzimmer. Aber er erzählt jetzt eine andere, die deutsche Familiengeschichte.

Die unsichtbare Gefahr

In Deutschland werden die Grenzwerte für Feinstaub fast überall eingehalten. Trotzdem kommen Mediziner zu dem Ergebnis, dass die winzigen Partikel in der Luft jedes Jahr Zehntausende Menschen töten. Wie kann das sein?

Von Fritz Zimmermann, DIE ZEIT Nr. 18 / 27.04.2017

Als der Brustkorb mit der Rippenschere geöffnet und jede Rippe beiseitegeschoben ist, liegen die beiden Lungenflügel ungeschützt da. Kaum größer als eine Menschenhand, glänzen sie im Licht der Leuchten. Im gekachelten Obduktionsraum beugt sich Michael Tsokos über den offenen Oberkörper des Toten. »Hier«, sagt er mit der Gelassenheit eines Mannes, der schon mehr als 20 000 Leichen gesehen hat, »die schwarzen Pigmente auf der Lunge, das ist Kohlenstaub.« Unzählige kleine Punkte bedecken das Rot der Lunge, dicht an dicht wie auf der Haut einer Forelle.

»War das ein Raucher?«, fragt Michael Tsokos, der Leiter der Rechtsmedizin der Charité Berlin. Seine Mitarbeiterin greift nach dem Handgelenk der Leiche und begutachtet die Fingerkuppen. Wenn alles Blut aus ihnen gewichen ist, bleibt bei den Fingern von Rauchern das Gelb des Nikotins, bei Nichtrauchern werden sie einfach nur blass – der Mann auf dem Obduktionstisch war ein Nichtraucher. Die schwarzen Staubablagerungen sind anders in seine Lunge gelangt: beim ganz normalen Atmen.

Mit jedem Atemzug saugt ein erwachsener Mensch etwa einen halben Liter Luft ein. Sie strömt durch die Luftröhre in die Lunge, füllt die Lungenbläschen und wird dann wieder ausgeatmet. Die Luft bringt Sauerstoff in den Körper, die Grundlage menschlichen Lebens. Aber mit ihr kommen auch Schadstoffe, Ruß, Abgase, Gummi, Pollen, Sand, Millionen winziger, schwebender Partikel. Diese Teilchen, die so klein

sind, dass der Mensch sie unbemerkt einatmet, nennt man Feinstaub. Sie färben jede Lunge dunkel.

Die Lunge eines Menschen, der sein Leben in einer Großstadt verbracht hat, sei von der eines Menschen, der sein Leben lang geraucht hat, nicht zu unterscheiden, sagt Michael Tsokos.

Auf wenige Dinge reagieren die Deutschen so empfindlich wie auf Gesundheitsgefahren aus der Umwelt. Dioxin im Ei, Antibiotika im Fleisch, Ehec an den Gurken – jedes Mal ist die Aufregung groß, in Nachrichten und Talkshows fällt das Wort Skandal.

Beim Feinstaub, bei der Luft, die wir atmen, ist das anders: Als die baden-württembergische Landesregierung kürzlich ankündigte, vom kommenden Jahr an Stuttgarts Innenstadt bei hohen Feinstaubwerten für Dieselaautos zu sperren, war die Aufregung ebenfalls groß – allerdings nicht wegen des Feinstaubes, sondern wegen des Fahrverbots. »Skandal«, schrieb das manager magazin. Der Vorstandschef von Daimler sah den »Wirtschaftsstandort Stuttgart« in Gefahr. Und als Umweltbundesamt wie Grüne für die Zeit zwischen Aschermittwoch und Ostern zum »Autofasten« aufriefen, druckten die Stuttgarter Nachrichten eine Liste der »kuriosesten Vorschläge« aus den Reihen der Öko-Partei: »Autofasten, Duz-Pflicht, Sex-Hilfe, Fahnen-Verbot«.

Dann verflüchtigte sich das Thema wieder aus dem Bewusstsein der Bürger.

In den Studien von Wissenschaftlern aber bleibt es sehr präsent. Laut einem Bericht der Europäischen Umweltagentur bringt Feinstaub in Deutschland jedes Jahr mehrere Zehntausend Menschen vorzeitig ins Grab. Nach Einschätzung der Weltgesundheitsorganisation sterben weltweit mehr Menschen durch verschmutzte Luft als durch verschmutztes Wasser oder Tropenkrankheiten wie Malaria.

Feinstaub bildet sich bei der Verbrennung von Diesel, Kohle oder Holz sowie bei der Reaktion von Gasen. Winzige Teilchen entstehen, die größten haben einen Durchmesser von 10 Mikrometern, das sind 0,001 Zentimeter, etwa ein Zehntel des Durchmessers eines Haares. Stellt man sich das menschliche Haar als eine zwei Meter dicke Säule vor, wären diese Feinstaubpartikel so groß wie ein Fußball. Sie sind für das menschliche Auge nicht zu erkennen.

Und so hat in der Rechtsmedizin der Charité Berlin eine Erkundung des Unsichtbaren begonnen. Quer durch Deutschland wird sie führen, in Waldgebiete und zu einem Großflughafen und hinaus aufs Land, in die Nähe von Oldenburg, wo die Feinstaubwerte seltsamerweise so hoch sind wie in der Großstadt. Die nächste Station aber ist ein Funktionsbau der Universität Düsseldorf, wo Barbara Hoffmann in ihrem Büro in der zweiten Etage eine Linie auf ein Blatt Papier zeichnet.

Hoffmann gehört zu den führenden Umweltmedizinern Europas. Seit Jahren beschäftigt sie sich mit der Frage: Was macht der Feinstaub mit dem Menschen?

Hoffmann zeigt auf das Papier und die Linie, die sie gezogen hat. Sie will den Zusammenhang verdeutlichen zwischen Feinstaubbelastung und Bluthochdruck. Unten links, wo die Linie beginnt, ist die Luft sauber, und die Wahrscheinlichkeit, an Bluthochdruck zu erkranken, ist gering. Oben rechts, wo sie endet, ist die Feinstaubbelastung höher, die Gefahr des Bluthochdrucks größer. Die Verbindung, sagt Hoffmann, sei eindeutig.

An Barbara Hoffmanns Institut an der Universität Düsseldorf läuft seit 1999 eine Langzeitstudie darüber, wie sich Luftverschmutzung auf die Gesundheit auswirkt. Fast 5000 Menschen nehmen daran teil, die sogenannte Untersuchungskohorte. Hoffmann und ihre Kollegen wissen von jedem Einzelnen, wie alt er ist, ob er raucht, wie viel er wiegt, ob er in der Nähe einer Autobahn wohnt, eines Kohlekraftwerks oder am Rand eines Waldes. So können sie die Feinstaubbelastung, der jeder Studienteilnehmer ausgesetzt ist, genau bestimmen. Über die Jahre beobachteten die Wissenschaftler, welcher Teilnehmer welche Krankheiten bekam – und erforschten, wie das mit dem Feinstaub zusammenhing.

Für eine Untersuchung haben sie ihre Kohorte mit denen von 30 weiteren europäischen Forschungsinstituten zusammengelegt. So kamen die Daten von mehr als einer Million Menschen zusammen.

Um das Ergebnis zu verstehen, hilft es, sich folgendes fiktives Beispiel vorzustellen: Ein Mann, 60 Jahre alt, leichtes Übergewicht, Nichtraucher, durchschnittlicher Blutdruck, wohnt im Essener Norden an der viel befahrenen Bundesstraße 224. Dieser Mann hat einen eineiigen Zwilling mit identischen

körperlichen Voraussetzungen. Auch der hat leichtes Übergewicht, ist Nichtraucher, hat einen durchschnittlichen Blutdruck. Der einzige Unterschied zwischen den beiden: Der zweite Zwilling wohnt im Süden Bochums in einer eher ruhigen Gegend. Seine Belastung durch Feinstaub ist durchschnittlich um fünf Mikrogramm pro Kubikmeter Luft niedriger.

Bis auf die Luft, die sie atmen, unterscheiden sich die beiden Männer also nicht. Doch dieser Punkt ist entscheidend: Wegen der höheren Feinstaubbelastung lebt der Zwilling aus Essen mit einem um 22 Prozent höheren Risiko, an Bluthochdruck zu erkranken, sein Risiko, einen Schlaganfall zu erleiden, ist um 19 Prozent erhöht. Das Risiko für einen Herzinfarkt um 13 Prozent. Nur weil er woanders wohnt.

Es ist an dieser Stelle wichtig, zu betonen: Nicht die Luftschadstoffe allein machen einen Menschen krank. Das individuelle Risiko hängt zuallererst von der genetischen Veranlagung und vom Lebenswandel ab. Beide Zwillingenbrüder sind zunächst gut geschützt, weil sie nicht rauchen und nur leicht übergewichtig sind. Der Essener Zwilling, der an der viel befahrenen Straße lebt, hat zwar ein erhöhtes Krankheitsrisiko, aber insgesamt ist es immer noch relativ gering. Menschen aber, deren Körper ohnehin schon strapaziert ist – etwa durch ständigen Stress, schlechte Ernährung, mangelnde Bewegung, durch Rauchen oder schlicht durch ihr hohes Alter –, können durch Feinstaub ernsthaft in Gefahr geraten. Bei ihnen häufen sich Herz-Kreislauf-Erkrankungen.

Frühere Studien haben bereits nachgewiesen, dass der in der Atemluft enthaltene Feinstaub Krebs erzeugen kann – auch wenn er nicht so gefährlich ist wie beispielsweise Tabakrauch. Dass Feinstaub aber zusätzlich das Herz-Kreislauf-System negativ beeinflusst, ist eine relativ neue Erkenntnis. Sie hängt zusammen mit einer unheilvollen Beobachtung: Je kleiner die Partikel, desto tiefer gelangen sie in den Körper. Für die Studie konzentrierten sich die Forscher auf Feinstaub, der kleiner ist als 2,5 Mikrometer. Wenn man sich das menschliche Haar als zwei Meter dicke Säule vorstellt und der grobe Feinstaub etwa so groß ist wie ein Fußball, hat der kleinere Feinstaub die Größe eines Tennisballs.

Die groben Staubteilchen bleiben oft schon in den Nasenhärchen hängen, spätestens aber in der oberen Luftröhre. Die kleineren Partikel wandern weiter, bis tief

in die Lunge hinein, manche bis zu den Lungenbläschen. Einige werden wieder ausgeatmet. Viele jedoch lagern sich in der Lunge ab – und führen zu den schwarzen Flecken, die Gerichtsmediziner in den Körpern von Verstorbenen zu sehen bekommen. Sie können Entzündungen auslösen, die Funktion der Arterien und des vegetativen Nervensystems stören, den Herzschlag beschleunigen, schließlich einen Infarkt verursachen.

Die Zentrale des Umweltbundesamtes in Dessau ist ein futuristischer Bau aus Glas und Holz, mit natürlichem Lüftungssystem für den Sommer und klimaneutraler Wärmedämmung für den Winter. Marion Wichmann-Fiebig leitet hier die Abteilung »Luft«.

Während die Ärztin Barbara Hoffmann erforscht, wie sich die Schadstoffe auf die Gesundheit des Menschen auswirken, ist die Meteorologin Wichmann-Fiebig zuständig für die Frage, woher der Feinstaub kommt, was ihn erzeugt.

Sie halte regelmäßig Vorträge über die Luftqualität, überall im Land, sagt Marion Wichmann-Fiebig. »Die Leute sind dann immer ganz überrascht, wenn ich ihnen erzähle, dass es in Deutschland ein Problem mit Feinstaub gibt.«

Viele Menschen denken bei dem Wort Luftschadstoffe in erster Linie an Tagesschau- Berichte über das ferne Leben im Smog von Peking oder Neu-Delhi. Manche erinnern sich auch an ihre Kindheit, an die dunklen Schwaden über den Schloten des Ruhrgebiets oder an die Industrieabgase in der DDR.

Sie verbinden Feinstaub nicht mit ihrem Alltag. Sie spüren ihn nicht auf der Haut, schmecken ihn nicht beim Atmen, sehen ihn nicht, wenn sie in den Himmel schauen. Also halten sie das Problem für erledigt. Ein Irrtum.

Offiziell sind die Feinstaubwerte in Deutschland in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung deutlich gesunken, nicht zuletzt durch die Stilllegung alter Fabriken in den neuen Bundesländern. Allerdings wurde damals ausschließlich die Konzentration der groben Staubteile gemessen. Nach den kleineren Partikeln suchen Wissenschaftler erst seit einigen Jahren. Ihr Anteil am Feinstaub in der Luft wird immer größer. Und noch etwas anderes verändert sich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lange Zeit sei es der Straßenverkehr gewesen, der die meisten Schadstoffe produziert habe, sagt Marion Wichmann-Fiebig: Rußteilchen aus Dieselmotoren, Gummipartikel vom Abrieb der Autoreifen, aufgewirbelter Staub von der Fahrbahn. Das ist noch immer ein großes Problem. Doch trotz diverser Dieselaaffären machen sich die Partikelfilter an den Autos positiv bemerkbar. Die rund 63 Millionen Kraftfahrzeuge in der Bundesrepublik tragen nur noch rund 12 Prozent zur gesamten Feinstaubbelastung in Deutschland bei. Der Energiesektor mit den Kohlekraftwerken liegt bei 15, die verarbeitende Industrie bei 19 Prozent. Macht insgesamt 46 Prozent.

Mehr als die Hälfte der Schadstoffe stammt mittlerweile also aus Quellen, die nicht unmittelbar mit Autos, mit Kraftwerken oder mit Fabriken zu tun haben. Mitunter liegen sie an Orten, an die man nicht sofort denkt, wenn von schmutziger Luft die Rede ist. Zum Beispiel in dem Dorf Briesenluch in Brandenburg, etwa auf halber Strecke zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder.

An einem sonnigen, klaren Frühjahrstag steht dort ein Mann in grüner Arbeitskleidung in einem Kiefernwald und erklärt das Angebot. Die Palette Kiefernholz, sagt er, etwas mehr als ein Kubikmeter, getrocknet und in Scheite geschnitten, kostet 55 Euro. Birke liegt bei 92,50 Euro, Buche und Eiche auch.

Der Mann ist Forstwirt, er steht im Schlamm eines Waldes der Oberförsterei Hangelsberg, eines Betriebs des Landes Brandenburg. Um ihn herum: mehrere etwa zehn Meter hohe Verschläge, unter denen die Holzscheite auf kleine Paletten getürmt trocknen. Sie werden hier an Privatleute verkauft.

Drei bis fünf Kunden kämen am Tag, erzählt der Forstwirt. Immer häufiger auch Käufer aus dem nahen Berlin, die sich ihr Brennholz für gemütliche Abende vor dem Kamin besorgen. Hier im Wald sind die Scheite deutlich günstiger als im Baumarkt.

Holz gilt als umweltfreundlicher Energieträger, es wächst nach, es muss nicht entsorgt werden. Das Land Brandenburg nutzt dieses positive Image, es verdient Geld mit dem Verkauf von Brennholz. In Wahrheit ist das Brennholz nicht ganz ungefährlich.

»Die Holzöfen machen uns große Sorgen«, hatte Marion Wichmann-Fiebig im Umweltbundesamt in Dessau gesagt. Denn aus jedem Ofen, durch jeden Kamin

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

entweichen winzige Rußpartikel in die Luft. Das wäre nicht weiter schlimm, würden die Menschen noch so denken wie vor ein paar Jahrzehnten. Damals galten Holzöfen als gestrig, als Energiequelle armer Leute. Inzwischen aber ist der eigene Ofen, das eigene Kaminfeuer zum Symbol von Naturnähe im Wohnzimmer geworden. In jedem Baumarkt stehen Dutzende Modelle, in immer mehr Haushalten lodern die Flammen – und erzeugen inzwischen acht Prozent des Feinstaubes in Deutschland.

Eine graue Decke liegt über Norddeutschland. Es ist kalt und windstill auf dem Weg in die Gemeinde Bösel im Landkreis Cloppenburg. Man fährt vorbei an roten Backsteinhäusern, an Wiesen, Feldern, alten Bauernhöfen und neuen Stallanlagen. Die Luft ist frisch und riecht nach Tieren, nach gesunder Landluft. Aber ist sie das wirklich: gesund?

Zwischen einem Acker und einem Reihenhaus steht in Bösel ein Baucontainer, drei Meter lang, zwei Meter breit. Aus dem Dach ragen mehrere Rohre, sie saugen Luft an. Es ist ruhig hier, man hört einen Hund bellen, dann wieder nichts, nur das Brummen der Geräte im Container. Die Geräte messen den Feinstaub.

Andreas Hainsch schaut auf die Anzeigen der Messinstrumente. 78,5 Mikrogramm pro Kubikmeter Luft misst das Gerät für die größeren Partikel mit 10 Mikrometer Durchmesser – die Fußbälle. Der Wert für die kleineren, Durchmesser 2,5 Mikrometer, die Tennisbälle, liegt knapp darunter.

»Das sind ziemlich hohe Werte«, sagt Hainsch. Er öffnet eine App auf seinem Handy. Hainsch leitet das Luftmessnetz des Landes Niedersachsen. Es besteht aus 29 Messstationen, die jede Stunde ihre Feinstaubwerte in sein Büro nach Hildesheim senden. Dort werden sie aufbereitet und dann im Internet und in einer Handy-App veröffentlicht.

Mit dieser App lässt sich Hainsch nun die Feinstaubentwicklung der vergangenen Tage anzeigen, eine Kurve, die steil ansteigt. Eine wärmere Luftmasse habe sich vor ein paar Tagen über die Luft am Boden geschoben, sagt Hainsch, eine sogenannte Okklusion. Die Warmluft legt sich über den Feinstaub und verhindert, dass er abzieht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf einer Karte, die die Feinstaubbelastung in Niedersachsen darstellt, ist die Region rund um Bösel dunkel unterlegt. Von allen ländlichen Gebieten in Niedersachsen sind die Schadstoffwerte hier am höchsten. Wie kommt so viel Feinstaub nach Bösel, in dieses Dorf, in dem es wenige Autos gibt, keine Fabriken und schon gar kein Kohlekraftwerk?

Der Grund hat mit diesem Wort zu tun, das sich irgendjemand einmal für die Gegend hier hat einfallen lassen: Schweinegürtel.

Ein großer Teil des in Deutschland produzierten Fleisches stammt aus dieser Region südlich von Oldenburg. Die Menschen hier leben von der Landwirtschaft. Auf Kosten der Luft, die sie atmen.

Es sind die Rußteilchen aus den Traktoren, die für die hohen Feinstaubwerte in Bösel sorgen. Es sind die feinen Getreidepartikel, die bei der Ernte durch die Luft schwirren. Es sind die Sandkörner, die vom trockenen Ackerboden aufgewirbelt werden. Der größte Teil des Feinstaubs aber entsteht bei der Tierhaltung: Ammoniak, ein Gas, das aus den Exkrementen der Tiere entweicht, ist eine Vorläufersubstanz des sogenannten sekundären Feinstaubs. Zusammen mit anderen Gasen, wie Stickoxiden aus Dieselmotoren, reagiert Ammoniak in der Atmosphäre und formt sich zu winzigen Staubkörperchen.

Es gibt sehr viel Ammoniak in Bösel. Das Gas entweicht aus den Ställen, es steigt auf von den frisch gedüngten Feldern, es dringt aus den Güllelagern. Und dann landet es als Feinstaub in den Lungen der Menschen.

Am Ende dieses Tages steht auf der Internetseite des Landes Niedersachsen für die Station Bösel ein Tagesdurchschnitt von 57 Mikrogramm Feinstaub pro Kubikmeter Luft. Damit ist der EU-Grenzwert von 50 Mikrogramm überschritten, zum vierten Mal innerhalb eines Monats. Obwohl die nächste Großstadt, Oldenburg, knapp 25 Kilometer entfernt liegt.

Dort betreibt das Land ebenfalls eine Messstation. Sie steht in der Innenstadt, direkt an einer viel befahrenen Straße. An dem Tag, an dem Andreas Hainsch in Bösel einen Wert von 57 Mikrogramm Feinstaub ermittelt, zeigt sie 58 Mikrogramm an. Und dieser Tag ist keine Ausnahme. Im Gegenteil, es kommt oft vor, dass die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schadstoffbelastung in Bösel genauso hoch ist wie in Oldenburg. Die vermeintlich gesunde Landluft, sie ist nicht sauberer als Großstadtluft.

Die Landwirtschaft ist in Deutschland inzwischen für 23 Prozent der Staubpartikel verantwortlich. Damit ist sie der größte Verursacher von Feinstaub.

Andreas Hainsch, der Leiter des Luftmessnetzes in Niedersachsen, ist oft an Universitäten zu Gast. Er erzählt dann von den Staubpartikeln und den Schweineställen und davon, dass Bösel in seinem Messnetz als Industriestandort gekennzeichnet ist, so wie Salzgitter mit seiner Stahlindustrie. »Oft fragen mich die Studenten, warum das so ist«, sagt Hainsch in dem Messcontainer in Bösel. Er antwortet dann, dass es dort auch eine Industrie gebe: die Fleischindustrie.

Die Erkundung des Unsichtbaren hat einen verstörenden Befund erbracht: Deutschland hat ein Feinstaubproblem. Die Deutschen fahren zu viel Auto, verbrennen zu viel Holz, essen zu viel Fleisch, verbrauchen zu viel Strom. Bei verunreinigten Lebensmitteln ist sofort klar, wer schuld ist: Es ist der Produzent. Also der Landwirt, der Schlachthof, der Lebensmittelkonzern. Auch beim Feinstaub liegt die Schuld beim Erzeuger. Aber der Erzeuger des Feinstaubs, das sind letztlich wir alle.

Über wen soll man sich da aufregen?

Womöglich ist das ein Grund, warum die Schadstoffe in der Luft die Bundesbürger zwar weit mehr gefährden, aber dennoch weit weniger in Erregung versetzen als Gammelfleisch, Dioxin-Eier und Ehec-Bakterien. Vor gesundheitsschädlichem Essen kann sich der Einzelne noch einigermaßen schützen. Er kann auf Fleisch und Eier verzichten, wenn er den Herstellern nicht mehr traut, er kann auf Bioware umsteigen und sein Gemüse gründlich waschen. Dem Feinstaub kann keiner aus dem Weg gehen. Niemand kann aufhören zu atmen.

Die Schadstoffe in der Luft sind daher ein Problem, das der Staat lösen müsste, die Regierung. Harte Auflagen für die Landwirtschaft, stärkere Kontrollen der Holzöfen, weniger Autos auf den Straßen, Ausstieg aus der Kohle, all das würde helfen. Aber um sich über Gegenmaßnahmen Gedanken zu machen, muss man sich erst einmal einig sein, dass überhaupt eine Bedrohung existiert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zurück im Umweltbundesamt in Dessau. Die Abteilungsleiterin Marion Wichmann-Fiebig erklärt, warum es diese Einigkeit nicht gibt. Sie sagt, wenn sie ihre Vorträge über die Luftqualität in Deutschland halte, dann lasse sie den Beamer immer dieselben zwei Folien an die Wand werfen: Beide Folien zeigen einen Balken, der angibt, an wie vielen Luft-Messstationen in Deutschland der Feinstaub-Grenzwert eingehalten wurde. Auf der erste Folie ist der Balken komplett grün.

Auf der zweiten Folie ist er fast vollständig rot.

Auf der ersten Folie gilt der Grenzwert der EU. Er bildet in Europa die gesetzliche Grundlage zur Luftreinhaltung. In den vergangenen Jahren wurde er mitunter überschritten, so wie an jenem Tag in Bösel, über das ganze Jahr gerechnet aber überall eingehalten. Alles ist in Ordnung.

Auf der zweiten Folie gilt der Grenzwert, den die WHO empfiehlt. Er beträgt weniger als die Hälfte des EU-Werts. Die WHO geht davon aus, dass bei höheren Feinstaubkonzentrationen die Gesundheit des Menschen beeinträchtigt wird. Nur an 10 Prozent der Messstationen in Deutschland wurde der WHO-Grenzwert im Jahresdurchschnitt eingehalten, 90 Prozent des Balkens sind rot.

Die beiden Folien zeigen eines der größten Hindernisse für einen vernünftigen Umgang mit Feinstaub in Deutschland: Die geltenden gesetzlichen Grenzwerte täuschen eine Sicherheit vor, die es nicht gibt. Sie erzeugen den Eindruck, es gebe kein Feinstaubproblem. Und wo es kein Problem gibt, muss niemand reagieren.

Doch die bestehenden Grenzwerte sind medizinisch nicht zu begründen. Die Ergebnisse der Studien von Umweltmedizinern wie Barbara Hoffmann beweisen, dass auch bei Einhaltung des EU-Grenzwertes erhebliche Gesundheitsgefahren bestehen. Wenn an allen Messstationen in Deutschland die vorgeschriebenen Grenzwerte eingehalten werden, spricht das nicht für die Luftqualität, sondern gegen die Grenzwerte.

Marion Wichmann-Fiebig war dabei, als im Jahr 1999 die aktuellen EU-Grenzwerte für Feinstaub beschlossen wurden, sie war damals für die Europäische Kommission an den Verhandlungen beteiligt. Dass die Politik EU-weite Regeln festlege, sei grundsätzlich sinnvoll, sagt sie – und erzählt von den Messstationen, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

das Umweltbundesamt in Deutschland betreibt. Da gebe es zum Beispiel die Station in Neuglobsow, am Stechlinsee in Brandenburg, bei der immer, wenn der Wind aus Osten bläst, die Feinstaubwerte steigen. Polen ist weniger als 100 Kilometer entfernt, bei Ostwind treibt der Ruß aus den polnischen Kohlekraftwerken über die Grenze.

Es gibt die Station auf Sylt, die nördlichste in Deutschland. Am Meer sind die Feinstaubwerte meist am niedrigsten. Doch wenn der Wind aus Süden weht, dann zieht der Feinstaub aus Hamburg bis hinauf zu der Insel.

Und da ist die Station auf der Zugspitze, wo manchmal, wenn die Luftströme stark genug sind, sogar Sahara-Sand aus Afrika ankommt. »Luft kennt keine Grenzen«, sagt Wichmann-Fiebig. Deshalb hilft es wenig, wenn jedes Land beliebige eigene Höchstwerte festlegt.

Bei den Verhandlungen innerhalb der EU geht es allerdings häufig zu wie auf einem Basar. Die Länder mit wenig Feinstaub wie Schweden und Dänemark plädieren für niedrige Grenzwerte, Staaten mit viel Feinstaub wie Polen und Tschechien für hohe Werte. Das Ergebnis ist ein Kompromiss, der sich weniger am medizinisch Ratsamen als am politisch Durchsetzbaren orientiert. Er steht für den Versuch, gleichzeitig wirtschaftliche Interessen und die Gesundheit der Menschen zu berücksichtigen. Ein Versuch, der scheitern muss.

Senkt man die Grenzwerte, belastet es die Wirtschaft. Erhöht man die Grenzwerte, belastet es die Menschen.

Wenn man die größten Luftverschmutzer in Deutschland nach ihrer Verantwortung fragt, erhält man bemerkenswerte Antworten. Der Verband der Automobilindustrie verweist auf die Einführung der Partikelfilter bei Dieselfahrzeugen. Und fügt hinzu, wer die Feinstaubemissionen reduzieren wolle, solle sich nicht auf den Verkehr konzentrieren, sondern alle Emittenten im Blick behalten.

Der Bundesverband der Energie- und Wasserwirtschaft betont, dass die Emissionen von Kraftwerken gesunken seien – und verweist darauf, dass auch beim Gütertransport viel Feinstaub entstehe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Verbände der Ofenbauer führen an, dass die Schornsteinfeger für die Kontrolle des Schadstoffausstoßes von Holzöfen zuständig seien.

Die Innungen der Schornsteinfeger erklären, dass durch den Autoverkehr in den Städten mehr Feinstaub entstehe als durch die Holzöfen.

Der Deutsche Bauernverband teilt mit, man halte alle gesetzlichen Auflagen ein, in den Ställen gebe es Filter gegen Ammoniak.

Es ist ein wenig wie bei kleinen Kindern, die etwas angestellt haben: Keiner will schuld sein, alle zeigen mit dem Finger auf die anderen. Aber im Gegensatz zu den meisten Kindern kommen sie damit durch. Die Bundesregierung hält an den bestehenden Grenzwerten fest. Und die Bürger wollen gar nicht so genau Bescheid wissen. Über die App von Andreas Hainsch vom Luftnetzwerk Niedersachsen kann sich jeder auf dem Handy live die Luftdaten der jeweils nächstgelegenen Messstation anzeigen lassen. Auf den Internetseiten der Landesbehörden finden sich stündlich neue Messergebnisse. Selbst im Videotext lassen sich aktuelle Feinstaubwerte abrufen.

Die Resonanz, sagt Hainsch, sei gering. Die Leute interessieren sich nicht für Schadstoffe in ihrer Atemluft.

Ein schwarzer Golf fährt am Münchner Flughafen entlang, er steuert auf das Vorfeld zu. Wolfgang Herrmann, auf dem Beifahrersitz, schaut auf die Anzeige des Messgeräts. »Wahnsinn«, sagt er, »das steigt immer weiter.«

»Wie viele sind es?«, fragt Oswald Rottmann, der Fahrer. Es sind sehr viele. 60 000, 65 000, 70 000, mit jedem Meter, den der Wagen sich dem Feld nähert, wächst die Zahl. Zehntausende Partikel in nur einem Kubikzentimeter Luft. Ultrafeinstaub mit einem Durchmesser von unter 0,1 Mikrometern.

Wenn man sich ein Haar als Säule mit zwei Metern Durchmesser vorstellt und das kleine Feinstaubpartikel ein Tennisball ist, dann ist ein Ultrafeinstaub-Partikel ein Stecknadelkopf. Diese Teilchen sind so klein, dass sie nicht einmal von den Lungenbläschen aufgehalten werden. Sie gelangen ins Blut und mit dem Blut über die Arterien quer durch den Körper, zu den Organen.

Kurz vor dem Rollfeld knickt die Zufahrt zum Terminal 1 nach links ab und führt in einer langen Rechtskurve um das Vorfeld herum. Der Golf fährt weiter. Auf

dem Asphalt stehen Flugzeuge und warten auf Passagiere, andere rollen zum Start. Das Autofenster ist einen Spalt breit geöffnet, kühle Abendluft zieht ins Innere. Es riecht nach Kerosin.

Das Messgerät aus blauem Plastik steht zwischen den Vordersitzen, es hat die Form eines Handstaubsaugers, ein Schlauch mündet in ein feines Metallrohr, das durch den Fensterspalt nach draußen ragt. Die beiden Männer haben es für 6000 Euro angeschafft.

Oswald Rottmann und Wolfgang Herrmann sind keine Mediziner. Rottmann ist Agrarwissenschaftler, Herrmann ist Ingenieur. Beide Männer wohnen in Freising, sechs Kilometer Luftlinie vom Flughafen München entfernt. Bis vor wenigen Jahren erschien ihnen Feinstaub als Problem der Großstadt, in Freising war die Luft doch gut. Dann hörten sie von dieser Studie aus Los Angeles.

Die beiden Männer engagieren sich seit Jahren in Bürgerinitiativen gegen die dritte Startbahn, die nach dem Willen der bayerischen Landesregierung am Münchner Flughafen gebaut werden soll. Sie interessieren sich für alles, was sich dagegen vorbringen lässt. Und die Forscher aus den USA hatten etwas gefunden.

Bei Messungen im Umfeld des internationalen Flughafens in Los Angeles hatten Wissenschaftler deutlich erhöhte Werte beim Ultrafeinstaub festgestellt. Selbst an Orten, die mehrere Kilometer entfernt lagen.

In Sachen Feinstaub galten Flughäfen bis dahin als unbedenklich. Die Messungen lieferten keine Anhaltspunkte für eine erhöhte Schadstoffbelastung. Und wenn doch, dann schien diese vom Autoverkehr am Flughafen zu stammen.

Flugzeuge stoßen das Treibhausgas CO₂ aus, sie beschleunigen den Klimawandel, das wusste man. Für die unmittelbare Gesundheit des Menschen aber galten sie als eher unbedenklich.

Nun sieht es so aus, als habe man ihren Einfluss nur nicht richtig messen können.

Denn um Ultrafeinstaub zu erfassen, braucht es andere Instrumente. Die Partikel sind so klein und leicht, dass das bisherige Verfahren sie nicht registrieren konnte.

Deshalb gibt es bisher kaum Daten über Ultrafeinstaub. Die wenigen Studien weisen auch an großen Straßen hohe Mengen von Ultrafeinstaub nach. Der besteht mehrheitlich aus Rußpartikeln. Denn die kleinsten Teilchen stammen häufig aus Verbrennungsprozessen, wie in Automotoren oder Flugzeugturbinen. Je heißer die Verbrennung, desto kleiner die Partikel.

Belastbare Erkenntnisse darüber, was die ultrafeinen Teilchen für die menschliche Gesundheit bedeuten, gibt es noch nicht. Doch wirklich gesund, so viel lassen die bisherigen Studien vermuten, kann es nicht sein, wenn Ruß direkt ins Blut wandert. Mit Ratten wurden bereits Versuche gemacht, der Ultrafeinstaub drang bis ins Hirn vor.

Auf der südlichen Landebahn in München setzt jetzt der Lufthansa-Flug LH 715 aus Tokio auf. Der Airbus rollt aus, wird langsamer und langsamer und verlässt schließlich die Landebahn. Kurz danach beginnt die Zahl auf dem Messgerät der beiden Männer zu steigen. Sie springt auf mehr als 100 000 Partikel. Bei diesem Wert bleibt sie für einige Momente stehen, dann sinkt sie zurück auf 70 000.

Oswald Rottmann und Wolfgang Herrmann schauen sich an, schweigen, dann schauen sie nach vorn über das Flughafengelände. Im Autoradio spielt ein Streichquartett, und während die beiden Männer über das Rollfeld blicken, wirft die tief stehende Sonne ihr rotes Licht durch die Heckscheibe, gebrochen von Millionen Staubpartikeln, die durch die Luft schwirren. Dann geht sie langsam unter.

Sorgenkinder

Im Zivildienst fuhr unser Autor täglich eine Gruppe von Kleinkindern umher. Manche waren hyperaktiv, manche aggressiv, manche unterentwickelt. Neun Jahre später hat er sie wieder getroffen. Ihre Geschichten erzählen alle von schwierigen Anfängen – aber sie gingen sehr unterschiedlich weiter

Von Johannes Böhme, SZ Magazin, 06.07.2017

Mein erster Tag begann mit einer Untertreibung. »Die sind etwas wild«, sagte der Leiter des Kindergartens. Und ich dachte: Wie schlimm können acht Kleinkinder schon sein?

Ich war 19 Jahre alt und hatte keine Ahnung.

Es war der Spätsommer 2007, und die Wehrpflicht hatte noch vier Jahre vor sich. Ich war Zivildienstleistender, Zivi, und stand in einem Kindergarten der Lebenshilfe in Appen-Etz bei Pinneberg. Viel weiter in der Hamburger Peripherie kann man nicht landen, ohne in Elmshorn anzukommen. Es roch nach Fruchtetee, Seife und vollen Windeln. Und draußen vor der Tür, auf dem Parkplatz, wartete mein neues Arbeitsgerät für die nächsten neun Monate: fünf Meter lang, weiß von außen, rostig von unten, neun graue Stoffsitze. Es war ein alter Mercedes Sprinter. Damit sollte ich von nun an jeden Tag acht Kinder von zu Hause abholen.

Das erste böse Omen war der Rückspiegel. Den hatte mein Vorgänger nicht auf die Straße gerichtet, sondern auf die Rückbänke, auf die Kinder. So, dass er sie immer sehen konnte.

Als die Kinder eingestiegen waren, da waren sie noch höflich gewesen, etwas schüchtern. Sie hatten lauter Fragen gestellt:

»Wer bist du?«

»Was machst du hier?«

Und: »Woher weißt du, wo ich wohne?«

Aber nach 15 Minuten war es vorbei mit der Zurückhaltung. Die Kinder waren wie eine Schachtel trockener Streichhölzer: Brannte eines, brannten alle.

Am ersten Tag ging es so, oder so ähnlich: Sascha ärgerte Ronja, Ronja schlug Sascha, Sascha petzte, Lion kitzelte Ronja, und weil es da schon so viel Spaß machte, rangelte Kjell mit Patrick, dann fing David auf einmal ohne offensichtlichen Grund zu weinen an, und von irgendwoher flog eine leere Tupperdose durch den Bus, woraufhin ich zum ersten Mal den Wagen abstellte und ein Fünf-Minuten-Intensivverhör veranstaltete, um den Werfer zu finden.

Diese Kinder waren etwas Besonderes. Sie waren aufmüpfig, witzig, wild. Es waren Sorgenkinder, allesamt. Einige von ihnen konnten mit fünf Jahren nur schlecht sprechen, viele waren hyperaktiv, manche kamen mit anderen Kindern nicht zurecht, waren aggressiv, bissen, schubsten, traten. Bei einigen war es relativ harmlos. Bei anderen ging es mit vier, fünf Jahren schon darum, ob sie jemals ein normales Leben führen würden.

Ihre Probleme waren das, was sie vereinte. Was sie trennte, war ihre Herkunft. Es gab Kinder, die von der Sozialhilfe lebten; wo die Eltern manchmal eine Stunde auf den einzigen Bus zu warten hatten, wenn sie zum Elterngespräch in den Kindergarten kommen mussten. Andere Kinder hatten Eltern, die für Banken und Versicherungen arbeiteten und mit silberfarbenen Mercedes-Geländewagen auftauchten, um sich vorzustellen.

Keines dieser Kinder hatte einen leichten Start. Aber wo Armut die Probleme einiger Kinder verschärfte, dämpfte Wohlstand sie. Oder zumindest schien es damals so. Meine erste, katastrophale Fahrt mit diesen Kindern ist jetzt gut neun Jahre her. Ich habe mich immer wieder gefragt: Wie ist die Welt mit ihnen umgegangen? Mit ihrer Wildheit? Mit all ihren Problemen?

Im vergangenen Herbst habe ich angefangen, sie zu suchen. Sie sind jetzt Jugendliche, fast schon erwachsen. Sie haben ihre ersten Träume noch vor sich und die ersten Enttäuschungen schon hinter sich.

Nur ein Einziger lebte noch in derselben Wohnung wie damals. Alle anderen waren umgezogen. Manche nur eine Straße weiter. Andere nach Eckernförde oder Schwerin, mehr als hundert Kilometer entfernt. Die meisten leben noch bei ihren Eltern, nur einer nicht. Von acht Kindern wollte eines nicht in diesem Text auftauchen. Die anderen haben mir erzählt, wie es ihnen ergangen ist.

Dies sind sieben Geschichten über das Aufwachsen mit Problemen. Sieben Geschichten über Armut und Wohlstand, über Glücksfälle und Schicksalsschläge, über starke Eltern und schwierige Kinder. Die Geschichten von Sascha, David, Ronja, Lion, Lennard, Kjell und Patrick.

Sascha

Ich: »Hast du einen Lieblingsfilm?«

Sascha: »Slumdog Millionaire!«

Ich: »Dieser Film über einen Straßenjungen, der bei einer Quizshow gewinnt?«

Sascha: »Ja, die Farben waren so schön.«

Ich weiß noch, wie Sascha mir zum ersten Mal den Krieg erklärt hat. Es war ein Herbstnachmittag. Die meisten Kinder waren eingeschlafen, saßen mit weggeklappten Köpfen auf der Rückbank und machten leise Schnarchgeräusche. Da löste Sascha mitten hinein, in diese Ruhe, auf der Hauptstraße seinen Anschnallgurt und sagte ganz ruhig: »Guck, ich habe mich abgeschnallt.« Ich dachte erst, ich höre nicht richtig. Wer nicht angeschnallt ist, fährt nicht mit, das war die Regel. Ich fuhr rechts ran, machte den Warnblinker an und sagte das, was ich dann immer sagte: »Gut, dann musst du hierbleiben.« Und wartete, dass Sascha nachgab.

Sascha sagte nur: »Ja, gut. Ist in Ordnung.«

Sascha war das einzige Kind im Bus, bei dem mir die Kontrolle ab und zu entglitt. Bei dem Worte, Ermahnungen, Ermunterungen und, zuletzt, Drohungen nicht mehr halfen. Er war fünf Jahre alt. Ein blasses, kräftiges Kind. Er hatte abstehende Ohren, eine knubbelige Nase und sah aus wie ein zu groß geratenes Kuscheltier.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Natürlich konnte ich nicht wirklich einen Fünfjährigen an einer vierspurigen Pinneberger Hauptstraße absetzen. Aber ich konnte zumindest noch etwas länger so tun, als ob. Ich ging nach hinten, und ich weiß noch, wie ich dachte: Wenn du jetzt nicht bald nachgibst, kleiner Mann, dann hast du mich. Ich machte die Schiebetür auf und packte ihn unter den Armen. Ich hatte schon angefangen, ihn hochzuheben, da gab er endlich nach: »Nein, nein, nein, ich schnall mich auch an.« Sascha war in diesem Moment nur noch zwei Sekunden davon entfernt zu durchschauen, wie dünn meine Autorität, die Autorität der Erwachsenen, in Wirklichkeit war.

Er war ein intelligenter Junge, aber er wuchs in einer schwierigen Umgebung auf. Sascha wohnte in der einzigen Plattenbausiedlung weit und breit, dem »weißen Riesen« in Pinneberg. Er teilte sich eine kleine Wohnung mit drei Geschwistern. Er war eines der mittleren Kinder. Aufmerksamkeit bekam er nur, wenn er Unsinn machte. Sein Vater Alkoholiker, seine Mutter mit den Kindern überfordert. Seine Aufsässigkeit war nicht böse. Sie war seine Überlebensstrategie.

Ich: »Wieso habt ihr die Sachen geklaut? Die aus der Tankstelle?«

Sascha: »Weiß nicht. Zum Spaß. Just for fun.«

Die markanteste Veränderung ist seine Stimme. Sie ist jetzt tief, dunkel, mit 14 Jahren schon. Er trägt zu unserem Treffen einen grünen Rollkragenpulli, der ihn braver aussehen lässt, als er ist. Sascha lebt nicht mehr in Pinneberg, sondern am Meer, in Eckernförde. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht ist: Er lebt hier im Heim.

Sascha erzählt seine Geschichte mit so leiser Stimme, dass ich ihn oft kaum verstehe. Als würde er hoffen, dass all die unangenehmen Dinge verschwinden, wenn man sie nur flüstert.

Als das Jugendamt Sascha abholte, war er neun Jahre alt. »Kindeswohlgefährdung« heißt die Begründung: Die Eltern waren zur Gefahr für ihn geworden. Sascha mag darüber nicht mehr sagen, als dass »es nicht mehr ging«.

Mit neun Jahren bekam ich auf einwöchigen Klassenfahrten vor Heimweh Bauchschmerzen. Sascha war mit neun Jahren auf einmal für immer auf sich gestellt. Es ist nicht ganz einfach, sich vorzustellen, was das mit einem so kleinen Kind macht.

Kerstin Bröther, die Leiterin des Heilpädagogiums in Eckernförde, traf Sascha im Kinderschutzhaus in Elmshorn. »Er war ein ganz knuffiges kleines Knuddelkerlchen«, sagt sie heute. »Er war ja noch so jung. So neugierig. Er wollte wissen, wie die Kinder im Heim leben, was sie den ganzen Tag machen und ob es Taschengeld gibt.« Bröther nahm ihn eine Woche später mit.

Sein Zuhause war von nun an das Heilpädagogium in Eckernförde, eine Parkanlage, die sich einen kleinen Hügel hochwindet, wo Zedern in den Himmel wachsen, Rhododendren die Wege säumen und jedes Kind sein eigenes Zimmer hat. Zunächst ging das gut. Sascha kam auf eine Gemeinschaftsschule und war kein schlechter Schüler. Er spielte Fußball, er schnitzte mit Holz, er ging zu den Pfadfindern und einmal die Woche zur Kunsttherapie. Er töpferte, malte, bastelte. Aber dann kam die Pubertät. Und Saschas Leben geriet wieder außer Kontrolle.

»Ich hab in letzter Zeit viel Scheiß gebaut«, sagt er. Es fing vor zwei Jahren an. Er hat sich mit Lehrern in der Schule gestritten, die anderen Schüler gestört und Missbilligungen gesammelt wie andere Panini-Aufkleber. Seine Schulakte enthält inzwischen einen daumendicken Stapel mit Einträgen wie »Wirft mit Papierkügelchen«, »Macht seine Hausaufgaben nicht«, »Beschmiert eine frisch gestrichene Wand im Nebenraum«, aber am häufigsten steht da: »Verlässt unerlaubt das Schulgelände«.

Er rennt weg, nicht nur aus der Schule. Im vergangenen Sommer haute er nachts immer wieder mit Freunden aus dem Heim ab. Sie zogen durch die Gegend, sie waren »dampfen«, wie Sascha das Rauchen nennt, sie tranken Wodka-Iso und hörten aus mitgebrachten Lautsprechern die Musik der Hamburger Rap-Clique 187 Straßenbande: »Heute druff, morgen sind wir Millionäre.«

Einmal klauten sie in der Nacht an der Tankstelle bei der Ortseinfahrt. Saschas Freund fragte nach der Uhrzeit, Sascha griff sich eine Haribo-Tüte und zwei Cola-Flaschen. Sie stellten sich ungeschickt an. Noch am selben Abend nahm die Polizei sie

mit. Ein Richter hat Sascha dafür vor einigen Wochen zu zehn Sozialstunden verurteilt.

Und irgendwann im Spätsommer eskalierte es richtig. Es war ein warmer Abend, es war spät, und Saschas Kumpel war wütend, weil die Erzieher ihm sein Handy abgenommen hatten. Sie steigerten sich rein in diese Wut. Und dann nahmen sie schwere Steine und fingen an, Fensterscheiben einzuwerfen. Sie schlugen das Heim, ihr Zuhause, kaputt.

In dem Haus, an dem sie ihre Wut abließen, wohnen acht Kinder; einige sind erst fünf, sechs Jahre alt. Einige davon sind Kinder, die aus schlimmen Verhältnissen kommen. Und die jetzt mitten in der Nacht durch das Klirren von Scheiben und den dumpfen Aufprall von Steinen an der Hauswand wach wurden. Das Maß war voll. Die Heimleitung rief die Polizei. Die beiden wurden festgenommen. Sascha wartet jetzt auf seinen Gerichtstermin.

Natürlich hängt das auch damit zusammen, dass Sascha etwas fehlt. Jeder im Heim weiß, dass die Eltern nie ersetzt werden können. Dass die Betreuer nur Stabilität und Zuneigung bieten können und dass man dann auf das Beste hoffen muss.

Sascha: »Ich möchte es jetzt wirklich besser machen.«

Ich: »Was möchtest du besser machen?«

Sascha: »Ich möchte endlich nicht mehr auffallen.«

Saschas letzte Rettung sind nun Kurt und Kerstin Hass. Ein Ehepaar, beide ausgebildete Erzieher, die sich in ihrem eigenen Haus intensiv um vier Jugendliche aus dem Heim kümmern. Sie sind, so sagt es die Heimleiterin Frau Bröther, außergewöhnlich gut darin, aus Problemjugendlichen eigenständige, verantwortliche Erwachsene zu machen. Wenn Sascha eine Chance hat, dann bei ihnen.

Das Ehepaar Hass nimmt nicht jeden auf. Nur die, bei denen sie etwas Hoffnung haben. Sascha haben sie aufgenommen, weil er »nicht aggressiv ist und was im Kopf

hat«, wie Herr Hass erklärt. »Er ist eigentlich ein guter Kerl. Nur eben ein Mitläufer, der sich zu Kriminellen hingezogen fühlt.«

Der Anfang ist nicht einfach. Sascha ist erst seit zwei Monaten bei der Familie Hass. »Wir erwischen ihn eigentlich täglich beim Lügen«, sagt Frau Hass. »Das ist eine typische Heimkind-Mentalität, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Die kommen damit auch meistens durch. Aber wir lassen da nicht locker. Wir rufen in der Schule an, wenn er sagt, dass er keine Hausaufgaben hat. Fragen dreimal nach, wenn er sagt, er habe seine Federtasche verloren. Es ist anstrengend, aber es muss sein, damit er aus dem Müll herausfindet, aus dem er kommt.«

Sascha hat auch schon einen eigenen Plan für eine bessere Zukunft: Er möchte Polizist werden. Ausgerechnet Polizist. Herr Hass meint dazu: »Er weiß ja wenigstens schon mal, wie Gangster denken.«

Ganz am Ende unseres Gesprächs fragt Sascha mich: »Hättest du das damals gedacht? Dass ich mal so werden würde? Dass ich rauchen würde und so?«

Es ist schon komisch, dass ausgerechnet das Rauchen so schlimm sein soll. Aber vielleicht ist es für ihn einfach ein Symbol. Ein Symbol für den ganzen Mist, der ihn zurückhält. Und in dem er eigentlich schon steckte, als er mir damals auf der Rückbank den Krieg erklärte.

David

Ich: »David, warst du mal im Iran?«

David: »Nein. Ich möchte da auch gar nicht hin.«

Davids Mutter: »David, du kannst deine Herkunft, dein Blut nicht ändern.«

David: »Ich kann mir schon vorstellen, dass das bald geht. Menschen werden ja auch bald unsterblich sein.«

David hat morgens mit einem Kleiderbügel auf mich gewartet. Mit dem Kleiderbügel lenkte er seinen imaginären Bus durchs Wohnzimmer seiner Eltern. So lange, bis ich mit dem richtigen Bus aufgetaucht bin. David war sehr klein, selbst für

einen Vierjährigen, hatte einen dunkelblonden Topfhaarschnitt und eine sehr lebhaftes Fantasie.

Er wohnte kaum drei Kilometer entfernt von Sascha. Getrennt durch ein breites Band aus Weizenfeldern und Baumschulen, das gleich hinter Saschas Plattenbau anfang und vor Davids Haus endete. Es waren verschiedene Leben.

David lebte in einem großen Backsteinhaus, mit Fenstern, die bis zum Boden gingen, voll mit Spielzeug und Bilderbüchern. Sein Vater arbeitete bei der Sparkasse. Seine Mutter war Zahnarthelferin, eine Deutsch-Iranerin, deren Familie 1979 vor der islamischen Revolution nach Deutschland geflohen war. Mit drei Jahren konnte David seine ersten Wörter buchstabieren. Mit vier fing er an zu rechnen.

Doch auch David war ein Sorgenkind. Als er in den Kindergarten kam, spielte er nicht mit anderen Kindern, sondern hing die ganze Zeit an den Beinen der Erzieher, buchstabierte vor sich hin, ging nie in die Sandkiste und war glücklich, wenn man ihm eine kleine Kopfrechenaufgabe gab. Und nach einigen Tagen biss er einen anderen Jungen mit voller Kraft in den Rücken. Spätestens da war klar, dass etwas nicht stimmte.

David war, wie so viele aus dem Bus, hyperaktiv. Und es gab damals den Verdacht, dass David eine milde Form von Autismus haben könnte. Mit vier Jahren konnte er nahezu sämtliche Stationen der Hamburger S-Bahn auswendig, was er mir jede Woche mindestens einmal ungefragt beweisen musste, indem er mir alle Haltestellen der S21 aufzählte. Aber Gefühle, Gestik, Mimik waren ihm oft ein Rätsel. Manchmal, wenn ich ihn anlächelte, dachte er, ich lache ihn aus.

Natürlich liebten wir, die Zivis, die Erzieher, eigentlich alle Erwachsenen, kein Kind so sehr wie David. Gerade weil er den größten, cleversten Dickschädel des Kindergartens spazieren führte. Einmal hat er mehrere Stunden am Stück geschrien, weil sein Kuscheltier-Ernie verlorengegangen war, wollte auch das Ersatz-Ernie-Kuscheltier nicht annehmen, das seine Mutter noch am selben Abend gekauft hatte – und war überglücklich, als sein eigenes am nächsten Tag wieder auftauchte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

David's Mutter: »Was ist denn schlimmer: den Kindern etwas vorzuspielen? Oder etwas zu tun, was ihnen weh tut? Ich wollte ihnen nichts vorspielen. Ich wollte keine Lüge leben.«

David: »Ich bin trotzdem immer noch beleidigt.«

Neun Jahre später ist es nicht das, was ich erwartet hatte. David lebt nicht mehr in diesem Backsteinhaus im Grünen. Stattdessen stehe ich an einem windigen Novemberabend an einer vierspurigen Straße, keine hundert Meter entfernt sind: ein »McDonald's« und der Gebrauchtwagenhändler Moayyed. Hamburg-Lurup ist ein Arbeiterviertel, hoher Migrantanteil, hohe Arbeitslosigkeit.

Oben, im dritten Stock, in einer modernen, hellen Wohnung, wartet ein schüchterner, schmaler 13-jähriger Junge auf mich, die Hände hinter dem Rücken, eine rahmenlose Brille auf der Nase und mit diesem Lächeln mit geschlossenen Lippen, das er als kleiner Junge schon hatte.

David ist fast genauso überrascht wie ich, dass er nun hier wohnt. Er lebt erst seit einem halben Jahr in Lurup. Die Eltern haben sich vor zwei Jahren getrennt. Sie haben das Haus verkauft, er wohnt jetzt mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester hier, den Vater sieht er oft nur am Wochenende. Jeden Tag muss er jetzt eine halbe Stunde mit dem Bus zur Schule fahren, was er hasst. Er nennt die Gegend »Ghetto-Lurup«. »Es ist einfach nicht schön hier«, sagt er. »Früher hatten wir den Blick auf die Bäume von der Baumschule nebenan. Und jetzt gucken wir hier auf die Hauptstraße, und um die Ecke ist »McDonald's.«

Er versteht eigentlich bis heute nicht, wieso das sein musste, die Trennung. »Wir waren doch eigentlich eine glückliche Familie?«, sagt er. Seine Mutter nimmt seine Hand in ihre, als er das sagt, und drückt sie ganz fest: »Du wirst es verstehen, wenn du älter bist. Wenn du selbst mal einen Partner hast und das zu Ende geht.«

»Nein, das werde ich nie verstehen«, sagt David.

Die Fassade von Davids Leben ist jetzt etwas grauer. Aber Fassaden können täuschen. Es wird viel gelacht in dieser Wohnung. Davids Leben ist seit dem Kindergarten einfacher geworden, nicht schwieriger. Er geht auf ein gutes Gymnasium

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

in der bürgerlichen Nachbarstadt Schenefeld – dasselbe Gymnasium, an dem ich vor zehn Jahren mein Abitur gemacht habe – in die achte Klasse. Er ist ein guter Schüler, vor allem in Chemie und Physik. Aber auch sonst sind es größtenteils Einsen und Zweien auf dem Zeugnis.

Aus dem Kind, das sich damals von niemandem etwas sagen ließ, ist ein sehr intelligenter, gut integrierter Jugendlicher geworden. Er schleppt Handyrechnungen von 107 Euro im Monat an, ist wie alle in seinem Alter ständig am Smartphone, spielt gern Fußball, ist untröstlich, wenn die Nationalmannschaft im EM-Halbfinale verliert, muss für die Schule kaum lernen und bringt trotzdem gute Noten nach Hause. Die Befürchtungen von damals, Autismus, Asperger: alle grundlos. Nach dem Kindergarten sind die Probleme einfach verschwunden.

»Ich habe mich angepasst«, sagt er. Es ist ihm inzwischen etwas peinlich, dass er Halb-Iraner ist. Das Land, aus dem seine Mutter als kleines Kind floh, schiebt er mit dem altklugen Satz weg: »Ich möchte fürs Erste Abstand zum Nahen und Mittleren Osten halten.« Er sagt es in diesem glasklaren Tagesschau-Hochdeutsch, das Lehrer so lieben. Und man merkt, er möchte vor allem eines sein: normal.

Er erinnert mich an einen ähnlich überartikulierten, schüchternen, etwas zu behüteten Teenager: an mich selbst, mit 13.

Ronja

Ich: »Was magst du gern?«

Ronja: »Handball, Tiere und Mama ärgern.«

Ich: »Und was magst du nicht so gern?«

Ronja: »Mathe, Englisch und Deutsch.«

Ich: »Du liest nicht gern, was?«

Ronja: »In Büchern gucke ich mir immer nur die Bilder an.«

Ronjas Mutter: »Ich habe ja versucht, ihr vorzulesen. Das hat nie lange gehalten. Sie ist wie ein Wirbelwind. Dabei habe ich immer gern gelesen. Den Zauberlehrling von Goethe kann ich heute noch auswendig: Walle! Walle / Manche Strecke, / Daß, zum Zwecke / Wasser fließe...«

Ronja: »Streber!«

Ronja war das einzige Mädchen, die Lauteste von allen, eine kaum einen Meter große, vier Jahre alte Naturgewalt. Ronja liebte nichts so sehr wie Pferde. Wir fuhren jeden Morgen an einer Pferdeweide vorbei, und jedes Mal, wenn sie ein Pferd sah, saß sie mit durchgedrücktem Rücken in ihrem Sitz und schrie: »JOHANNES, JOHANNES, EIN PFERD!!!«

Ronja hatte, unübersehbar, ADHS.

Sie war die Erste, die schon im Kindergarten Medikamente bekam. Das Ritalin kam in großen, gelben Tabletten. Ronja hatte aber überhaupt keine Lust, ruhiggestellt zu werden. Sie weigerte sich, die Pillen zu schlucken. Also versuchte ihre Mutter, sie ihr morgens unter die Cornflakes zu mischen. Ronja fischte sie dann meistens auch da wieder raus. Und irgendwann gab Ronjas Mutter auf, es zu versuchen. Es würde schon ohne Tabletten gehen.

Ronja wurde von ihrer Mutter allein großgezogen. Ronjas Eltern hatten sich einige Monate nach ihrer Geburt getrennt. Der Vater nahm sie am Wochenende, aber unter der Woche waren sie ein Team mit zwei Mitgliedern. Die Mutter verdiente das Geld als Altenpflegerin in Pinneberg, in einem Heim mit Personalmangel, in dem drei Pfleger auf vierzig alte Menschen aufpassten. Wenn sie nach Hause kam, versuchte sie ab und zu noch, Ronja etwas vorzulesen, aber meistens war Ronja zu wild und sie zu müde.

Am wohlsten fühlte Ronja sich damals, wenn wir mit den Kindern in den Wald gingen. Hier konnte sie ein bisschen so sein wie die Räubertochter, nach der sie benannt ist: wild und frei – ohne dass es jemanden störte.

Ronja: »Dann schick mich doch auf die Montessori-Schule.«

Ronjas Mutter: »Nee, nee, nee, Ronja, du brauchst eine Schule mit Notendruck. Sonst wird das nichts.«

Ronja wohnt nicht mehr in Pinneberg, sondern in einer dieser Wohnkasernen im Norden von Schwerin, die man nach der Wende gelb-rosa angemalt hat, damit sie nicht ganz so trist aussehen. Sie sind in den Heimatort ihrer Mutter zurückgegangen.

Als ich mich mit Ronja und ihrer Mutter an den Wohnzimmertisch setze, ist ganz schnell klar, was sich nicht geändert hat: Ronja hält es vielleicht drei Minuten neben ihrer Mutter auf dem Sofa aus, dann setzt sie sich auf den Boden, fixiert Mozart, den Kater und »einzigem Mann im Haus«, in einem Klammergriff, dass man Angst um die Gesundheit des Tieres bekommt, dann setzt sie sich wieder neben ihre Mutter, kneift ihr mitten im Satz in den Trizeps und ins Knie, steht wieder auf, holt einen Handball aus einer Kommode und räumt damit beinahe die Kaffeetassen vom Tisch.

Ronja ist, man kann es sich denken, nicht besonders gut darin, sechs Stunden lang auf einem harten Holzstuhl zu sitzen und Lehrern zuzuhören, wie sie den Dreisatz erklären. Sie hat in Englisch eine Vier, in Mathe auch, und »die Tendenz geht eher zur Fünf als zur Drei«, wie die Mutter sagt. Es ist nicht klar, ob sie den mittleren Schulabschluss schaffen wird. Und die Schule nimmt eben auch keine Rücksicht, wenn es andere Probleme gibt.

Ronjas Mutter hatte ein Jahr lang immer wieder Angstattacken, in denen sie das Gefühl bekam, dass ihr das Herz in der Brust explodiert. Wenn es ganz schlimm wurde, musste Ronja den Krankenwagen rufen. Meistens hat sie aber einfach ihre Hand auf die Brust ihrer Mutter gelegt und gewartet, bis deren Herz wieder ruhiger schlug. Und wenn es nachts passierte, hat Ronja sich oft neben ihre Mutter ins Bett gelegt, bis ihre Herzschläge synchron waren. Bis es so war, als hätten sie ein gemeinsames, ruhig schlagendes Herz. Aber die Lehrer wussten natürlich nicht, dass Ronja sich nachts um Mamas Herz kümmern musste.

Die letzte Panikattacke von Ronjas Mutter ist ein Jahr her. Es geht jetzt alles etwas besser. Und immerhin ist da jemand, der Ronja Halt gibt, der alles für sie tut, anders als bei Sascha, der diesen Rückhalt nicht hat. Und Ronja hat etwas gefunden, in dem sie gut ist: Handball.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich ging einige Wochen nach unserem Treffen zu einem Spiel von Ronja. Sie spielt für den SV Grün-Weiß Schwerin, Rückennummer 28, die kräftigste Spielerin im Team, mit dem härtesten Wurf und dem inoffiziellen Rekord für gelbe und rote Karten.

Im Spiel reißt sie ihre Gegenspielerin fünf Mal auf genau die gleiche Art um: Sie packt sie bei der Hüfte, hebt sie hoch und wirft sie zu Boden. Irgendwann verlieren die Eltern der TSG Wismar die Nerven. »Jetzt reicht's aber!« – »Sach mal!« – »Is' jetzt mal gut?!« Und Ronjas Trainer sagt leise: »Die lässt sich fallen, die 14.«

Die 14, Ronjas Gegenspielerin, lässt sich definitiv nicht fallen.

Dann kommt endlich Ronjas Moment. Sie fängt einen Pass am Strafraum ab, entkommt ihrer Gegenspielerin. Sie läuft allein auf die total verängstigte, sehr zierliche Torhüterin zu, springt ab und hämmert den Ball oben rechts ins Eck. Schwerin gewinnt am Ende mit 31:18, mit fünf Toren von Ronja.

Ronja großes Problem ist, dass sie in einer Sache gut ist, die ihr in der Schule nicht hilft, wo sie stillsitzen muss, mehrere Stunden am Tag. Wo es nichts zählt, dass sie wendig ist, kräftig und zielsicher. Wo ist der Platz für ein Kind, das extrem geschickt ist – sich aber ums Verrecken nicht konzentrieren kann?

Lion

Ich: »Was möchtest du mal werden?«

Lion: »Dönermann.«

Ich: »Wieso denn Dönermann?«

Lion: »Weil es einfach ist. Oder Hacker! Hacker sind cool.«

Sprechen kann so schwer sein. Starke Muskeln braucht man, Zähne, die einigermaßen richtig liegen, Kieferknochen, Luft aus der Lunge und Millionen von Gehirnsynapsen. Für Lion, diesen kleinen vierjährigen Jungen mit der hohen Stirn, den tiefliegenden Augen und den dicken Brillengläsern, war dieser Apparat eine einzige große Überforderung. Lions »ch« hörte sich immer an, als würde er ein Haarknäuel hochwürgen. Seine Sätze waren Stummel. Er redete von sich selbst oft in der dritten Person: »Lion wi' nich'«, »Lion mag nich«, »Lion Toilette«.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lion war der Kleinste im Bus, und er hatte ein außergewöhnliches Talent, sich in die unmöglichsten Schwierigkeiten zu bringen. Er fiel beim Aussteigen aus dem Auto aufs Gesicht, kippte sich beim Mittagessen den gesamten Inhalt eines 500-Gramm-Tomatensaucen- Glases auf die Hose und blieb mit seiner Zunge im Korb einer Nestschaukel hängen. Er konnte danach nicht recht erklären, was er mit seiner Zunge da versucht hatte.

Seine Mutter zog ihn und vier Geschwister allein groß, mit einem Gehalt als medizinische Fachkosmetikerin, später als Museumswärterin im Schifffahrtsmuseum. Sie stritt sich mit Lions Vater, ihrem Ex-Mann, einem Türsteher, um das Sorgerecht für Lion. Als ich sie kennenlernte, war sie von all dem so gestresst, dass ihr die Haare ausfielen. Sie trug immer bunte Kopftücher, um die kahlen Stellen auf ihrem Kopf zu verbergen.

Lion hatte als Baby später als andere Kinder angefangen, nach Dingen zu greifen, er hatte später angefangen zu krabbeln, später angefangen zu laufen, später angefangen zu sprechen. Als er in den Kindergarten kam, wurde er so hibbelig, dass ein Arzt ihm Ritalin verschrieb. Aber von dem Medikament lief er nach kurzer Zeit gelb an. Er musste es wieder absetzen. Und irgendwann fingen die Kindergärtner, Psychologen und Ärzte an, die Probleme in Lions Zuhause zu suchen. Vielleicht lag es ja an seiner Mutter?

»Die haben wirklich gedacht, dass ich Lion verblöden lasse«, sagt sie. Ihre zwei Mädchen hatten überhaupt keine Probleme gehabt – jetzt sollte es auf einmal an ihr liegen? Sie war außer sich. Aber wie beweist man, dass man sein Kind gut behandelt?

Lions Mutter hat zu jedem ihrer fünf Kinder einen anderen Vater. Aber sie war für ihre Kinder da. Sie hat ihnen abends vorgelesen, hat sich mit ihnen ins Bett gelegt und gekuschelt, die Hausaufgaben mit ihnen zusammen gemacht. Was sollte sie mehr tun?

»Da wird man sofort in die asoziale Ecke gesteckt. Es gab für jedes meiner Kinder einen guten Grund. Aber das verstehen die meisten nicht.«

Ich: »Was für Musik hörst du?«

Lion: »Rap. 187 Straßenbande zum Beispiel.«

(Sein kleiner Bruder, der neben ihm sitzt, sucht ein Video bei Youtube heraus.)

Lion: »Nein, das ist nichts für dich! Ich darf das schon. Ich bin schon zwölf.«

Das Alagille-Syndrom ist eine »multisystemische Entwicklungsstörung«. Die Eltern vererben sie an die Kinder. Wenn man Glück hat, trifft es nur die Leber, den Gallengang. Wenn man Pech hat, auch das Herz, das Auge, dann verformen sich das Skelett und das Gesicht, und das Gehirn ist beeinträchtigt. Es ist, als würde ein grausamer Gott mit den Teilen des Körpers Schiffeversenken spielen.

Die Krankheit wurde bei Lion erst vor fünf Jahren festgestellt. Er hat eine »schwere Lerneinschränkung an der Grenze zur geistigen Behinderung« – eine Folge des Alagille-Syndroms. Seine Leber ist nicht voll funktionsfähig. Er hat einen Nystagmus, ein Flimmern der Augen, bei dem seine Pupillen hin und her zucken wie ein Ball in einem Flipperautomaten. Er wird sein Leben lang darauf achten müssen, was er isst. Alles, was seine Leber belastet, ist tabu; er braucht viele leichtverdauliche Fette.

Die Diagnose war Schreck und Erleichterung zugleich. Erleichterung, weil sie endlich wussten, woran sie waren. Schreck, weil klar war, dass Lion für den Rest seines Lebens gegen die Krankheit kämpfen würde. Kein Arzt kann die Krankheit heilen, aber sie lässt sich mit richtiger Ernährung im Griff behalten. Wenn alles gut läuft, kann Lion so lange leben wie seine Geschwister.

Als ich ihm gegenüber sitze, halte ich es erst für die übliche Pubertäts-Mundfaulheit. Dass er immer nur so einsilbig antwortet. Immer nur: »Gut«, »schlecht«, »weiß nicht«. Aber so redet Lion. Lange Sätze strengen ihn an.

Lion ist groß geworden, aber schmal, als hätte man den kleinen Jungen einfach in die Länge gezogen. Die Familie wohnt in einem kleinen Ort namens Moorrege, der zwischen Elmshorn und Hamburg liegt und dessen größte Attraktion ein mit Algen

zugewachsener Badesee ist, an dem ich als Kind ungezählte, sehr glückliche Sommernachmittage mit meinen Eltern verbracht habe.

Lion ist hier deutlich weniger glücklich, als ich es war. Im See war er nie. Weit von zu Hause weggehen darf er sowieso nicht, weil er leicht die Orientierung verliert. Doch das größte Problem ist die Schule. Das Mobbing fing schon in der Grundschule an. Da haben sie ihn gehänselt, weil er die Fragen der Lehrer nicht verstanden hat. Beim Fußballtraining haben sie ihn gehänselt, weil er den Anweisungen des Trainers nicht folgen konnte. Lion ist aufgewachsen mit dem Gefühl, zu dumm zu sein, zu langsam.

Er hat auf seine Art reagiert. Hat Feuerzeuge geklaut und versucht, sein Bett und seine Matratze anzuzünden. Seine Mutter lag abends mit ihm zum Kuscheln im Bett, als sie lauter schwarze Kreise mit braunem Rand fand, Kokelspuren, die die Matratze überzogen wie kleine Krater den Mond.

Ein anderes Mal rannte er vor den Augen der Nachbarn einfach auf die Hauptstraße, mitten in den Verkehr. Ein Nachbar zog ihn von der Straße. Offenbar wollte er, dass ein Auto ihn anfährt. Ein anderes Mal versuchte er, sich oben im Treppenhaus vom Treppengeländer zu stürzen. Man hat diese Hilfeschreie, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks, »Selbstmordversuche« genannt.

Lion kam in die Psychiatrie. Und danach in eine neue Schule. Eine Sonderschule. Dort wurde es eine Zeitlang besser. Auf der Schule waren nur zwanzig andere Kinder, alles »Plüschis«, wie Lions Mutter sagt, also Kinder mit Behinderungen. Morgens hat ihn ein Taxi abgeholt und die sechs Kilometer ins benachbarte Tornesch gefahren. Es war eine sehr übersichtliche Schule, fast mehr eine große Familie, und er gehörte zu den besseren Schülern. Aber die Schule wurde geschlossen.

Nun ist er wieder da, wo er angefangen hat. In einer normalen Schule. Es läuft nicht gut. Wenn er aus der Schule kommt, wirft er sich oft in Klamotten aufs Bett und steht bis zum nächsten Morgen nicht mehr auf. Seine Mutter muss ihn dann abends zwingen, zumindest noch etwas zu essen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er redet da nicht drüber. Wenn seine Mutter ihn fragt, ob es ihm schlecht geht, antwortet er: »Was denn?! Ist doch alles gut!«

Dabei will er natürlich dazugehören. Man sieht es daran, wie er die Kapuze hochklappt, sobald er das Haus verlässt, man sieht es an dem Stolz, mit dem er diese schwarze Bomberjacke trägt und die engen Jeans. Und man hört es in der Musik, die er mag. Wie Sascha liebt er die 187 Straßenbande mit diesen kompromisslosen Texten über das harte, schöne Leben. Über Alkohol, Drogen und was es heißt, ein Underdog zu sein: »Kiffen und schweben, es gibt nix zu bereden.« So heißt es in einem seiner Lieblingssongs. Dabei wird Lion weder Alkohol trinken noch kiffen dürfen – mit seiner Krankheit wäre es lebensgefährlich.

Ich hatte keine 500 Meter entfernt von Lions Zuhause meinen ersten Rausch. Ich war 15 Jahre alt, Silvester, ein Freund hatte Smirnoff Ice besorgt, und ich fühlte mich so unfassbar erwachsen, glücklich, euphorisch, als ich schwer angeschossen durch die Januarnacht taumelte. Ich weiß nicht, ob mich irgendein Argument damals davon abgehalten hätte, es zumindest auszuprobieren. Ob ich es ausgehalten hätte, der Einzige zu sein, der in einer Ecke steht und am Orangensaft nippt. Lion wird es aushalten müssen.

Er muss immer noch jedes Jahr ins Krankenhaus, immer das volle Programm, Uniklinik in Eppendorf, erst Kardiologie, dann Nephrologie, Leberambulanz, Stoffwechselambulanz und zum Schluss der Augenarzt. Einmal den gesamten Körper durchchecken lassen. Krankenhäuser werden Lion immer begleiten.

Auf den kleinen Jungen von damals wartet ein Leben wie ein Tanz auf einem schmalen, schwankenden Seil.

Lennard & Kjell

Ich: »Was ist das letzte Buch, das du gelesen hast?«

Lennard: »Die Shindy-Biografie.«

Ich: »Shindy, der Gangsta-Rapper?«

Lennard: »Ja. Ich habe da viele Ähnlichkeiten gesehen. Für den war auch seine Oma das Allergrößte. Und der wollte auch immer arbeiten und Geld verdienen. Der

hat wie ich Zeitungen ausgetragen. Ich war sogar bei einer Lesung und habe mir ein Autogramm abgeholt.«

Ich: »Hast du mit ihm geredet, mit Shindy?«

Lennard: »Nee, der redet nicht so gern.«

Es tut richtig weh. Wie ungleich das Glück verteilt ist. Als ich der Mutter von Kjell und Lennard dabei zugucke, wie sie die Kaffeestunde mit ihren Jungs vorbereitet, muss ich die ganze Zeit daran denken, dass Lion jetzt wahrscheinlich voll angezogen in seinem Bett liegt, die Decke anstarrt und versucht, den Tag zu vergessen.

Sie erhitzt Milch für den Kakao. Dann holt sie eine Packung mit kleinen Marshmallows, die sie oben auf den Kakao legt. Sie schneidet Obst in Stücke, Äpfel und Birnen, packt den Kuchen aus, portugiesische Nata-Törtchen, Mohnkuchen, Apfeltarte. Dann ruft sie ihre großen, lichtblonden Söhne, 13 und 15 Jahre alt, dazu. Es ist ihr kleines Ritual am Nachmittag, wenn beide aus der Schule wieder da sind. Sie versuchen sich jeden Tag zusammzusetzen, auch wenn das natürlich nicht immer klappt. Es ist inzwischen kaum vorstellbar, dass diese beiden mal richtige Sorgenkinder waren. Heute sitzen da zwei große, gutausschende Jugendliche, essen Kuchen und erzählen von ihrem Tag, in diesem großen alten Haus, das mal zu einer Baumschule gehörte und von den Eltern wieder hergerichtet wurde. Man könnte die Szene fotografieren und in *Schöner Wohnen* abdrucken: glückliche, attraktive Menschen vor skandinavischer Inneneinrichtung. Dabei war es auch hier nicht ganz so einfach.

Als Kjell geboren wurde, war Lennard drei Jahre alt und wütend, dass er nicht mehr allein war. Es war fast so, als hätte Lennard geahnt, dass sie nicht viel verbinden würde. Dabei sahen sie sich schon als kleine Jungs so ähnlich. Sie hatten das gleiche blonde Haar, etwas zu große Köpfe für ihre schmalen Körper, und sie schwankten, wenn sie auf meinen Bus zuliefen. Ihre Arme und Beine schienen zu schwer für sie zu sein. Als wären sie riesige Puppen, die an unsichtbaren, etwas zu lockeren Fäden hingen. Sie hatten beide eine Muskelhypotonie, eine schlaffe Muskulatur.

Lennard war fast sechs Jahre alt, als ich ihn kennenlernte, ein Jahr von der Einschulung entfernt, und konnte kaum richtig sprechen. Er nuschte, war nur schwer

zu verstehen. Mit anderen Kindern kam er nicht gut zurecht. Meistens schaukelte er allein im Garten, träumte sich in die Rolle des Bösewichts – Pirat oder Räuber – und nahm dann anderen Kindern ihr Spielzeug weg. Es schien fast undenkbar, dass er in einer Grundschule fünf Stunden am Tag Mathe- und Deutschunterricht mit- machen könnte.

Kjell war der Übermütige, Hyperaktive der beiden. Ein Junge, der sich eine Platzwunde am Türrahmen holte, sich das Blut abwischte und weiterspielte. Manchmal rutschte er so lange die Treppe auf dem Hintern hinunter, bis sein Rücken ganz rot war. Und während Lennard unkontrollierte Wutanfälle bekam, wenn er sich überfordert fühlte, wurde Kjell eigentlich nie wütend. Er war nur immer in Bewegung, trotz schlaffer Muskulatur.

Lennards Mutter erinnert sich, wie sie damals auf dem Sofa saßen und sich gefragt haben: »Wieso wir? Wieso ausgerechnet unsere Kinder?« Sie hatten selbst nie Probleme. Es war für sie nie so schwer. Der Vater spielte früher für den THW Kiel Handball, rechter Rückraum, war zweimal Deutscher Meister und wurde danach Abteilungsleiter bei einer Versicherung. Sie arbeitete für die Geschäftsführung eines großen Modegeschäfts.

Sie haben alles gemacht, um es irgendwie hinzubiegen. Lennard hat mit drei Jahren Logopädie bekommen, die erst überhaupt nicht geholfen hat. Zwei Jahre lang machte Lennard nur minimale Fortschritte. Die Eltern fuhren ihn trotzdem jede Woche wieder hin. Kjell bekam ebenfalls Logopädie, er ging zum heilpädagogischen Reiten, zur Krankengymnastik und zu Einzelstunden mit einer Pädagogin. Als beide Kinder im Kindergarten nicht zurechtkamen, haben sie nach einem neuen Kindergarten gesucht – und den Lebenshilfe-Kindergarten gefunden, in dem ich dann meinen Zivildienst geleistet habe. Sie gaben keine Ruhe, bis es besser wurde.

Ein halbes Jahr bevor Lennard eingeschult wurde, rief die Logopädin an und sagte: »Sie werden es nicht glauben, aber Lennard redet auf einmal fast normal.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lennard: »Wir dürfen am Tag nur eine Stunde ins Internet. Das ist für uns sehr hart. Einen Fernseher dürfen wir auch nicht im Zimmer haben. Die 500 Euro für einen Fernseher habe ich eigentlich. Aber mir fehlt die Erlaubnis.«

Kjell: »Mir fehlt beides.«

Lennard und Kjell gehen heute beide aufs Gymnasium. Sie sind eher mittelmäßige Schüler, aber »dafür, dass wir zwischendurch dachten, dass Lennard zum Beispiel auf eine Sonderschule muss, ist es doch nicht schlecht gelaufen, oder?«, sagt die Mutter.

Lennard ist ein etwas verträumter Einzelgänger, der er im Kindergarten schon war. Nur ist er jetzt 1,85 Meter groß, Schuhgröße 46 ½. Er wird noch wachsen.

Für Lennard steht fest, dass er mal seine eigene Firma haben wird. »Dann kaufe ich mir Wohnungen in New York und L.A. Und vielleicht auch eine in Hamburg.« Er war nie in New York oder Los Angeles. Es ist ein Traum, geboren aus Hollywoodfilmen.

Seine Mutter versucht ihn manchmal daran zu erinnern, dass er nicht nur aufs Geld gucken soll: »Es ist auch wichtig zu sehen, dass es Menschen gibt, denen es nicht so gut geht«, sagt sie dann. Aber da hört Lennard meistens nicht so genau hin.

Kjell ist der Offenere der beiden. Derjenige, der jeden Monat mindestens einmal zu einem Geburtstag eingeladen wird, der sich die Telefonliste seiner Klasse schnappt, wenn ihm langweilig ist, und so lange telefoniert, bis er jemanden zum Spielen gefunden hat, der dreimal die Woche beim Handball ist, einmal die Woche beim Tennis, ein blonder 13-jähriger Sonnyboy, mit dem jedes Kind sofort Freund sein will, der mit jedem kann, der niemandem lange böse ist. Man kann sich kaum einen unkomplizierteren Teenager vorstellen als Kjell.

»Wir machen uns um die beiden eigentlich keine Sorgen. Die werden ihren Weg schon gehen«, sagt der Vater heute. Es war ein ziemlich harter Weg zu diesem Satz. Kjell und Lennard haben einen Vorteil, den ich von zu Hause nur allzu gut kenne: den Vorteil, in der Mittelschicht aufzuwachsen. Mit Eltern, die sehr weit gehen, damit das eigene Kind nicht zurückbleibt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich weiß noch, welche Panik eine Vier minus in Englisch im ersten Jahr auf dem Gymnasium bei meinen Eltern auslöste. Danach musste ich wochenlang beim Abendessen englischen Satzbau, Präpositionen und Vokabeln vorbeten, bis aus der Vier eine Zwei geworden und das Gespenst einer Realschulkarriere gebannt war.

Die Mittelschicht in Deutschland ist immer noch beängstigend gut darin, neue Mittelschichtskinder zu produzieren. Das hat etwas mit Hartnäckigkeit zu tun. Und mit Wissen. Kjells und Lennards Eltern wissen, dass sie im Notfall Kindergärten und Schulen wechseln können. Sie wissen, wann ein Kind Logopädie braucht oder Krankengymnastik. Sie wissen, was es mit einem Kind macht, wenn man jeden Abend aus Büchern von Astrid Lindgren und Otfried Preußler vorliest. Genau hier fängt Ungleichheit in Deutschland an.

Patrick

Patrick: »Das war ganz schlimm, als meine Mama weg war.« Patricks Mutter: »Für mich war das auch ganz schlimm, Schatzi.« (Kurz ist es still. Sie zündet sich eine Zigarette an.)

Patrick: »Das ist ganz schlecht. Das Rauchen. Weißt du?«

Patrick's Mutter: »Ich weiß, Schatzi. Das ist giftig.«

Die Eltern von Patrick, dem Jungen mit den dunklen Knopfaugen, haben sich vor 16 Jahren über einen SMS-Chat kennengelernt. Sie fand gut, dass er so lieb war. Er fand gut, dass sie ihm zuhörte. Sie mochten einander sofort. Beim ersten Treffen hat er sie vom Bahnhof abgeholt, und noch am selben Tag sind sie losgefahren und haben eine Matratze gekauft. Sie ist sofort bei ihm eingezogen.

Neun Monate später kam Patrick auf die Welt, mitten in der Nacht. Sein Vater kam zu spät zur Geburt, weil kein Geld für ein Taxi da war. Der erste Bus fuhr erst am Morgen um sechs Uhr. Patrick war ein ruhiges Kind. Er hat sofort durchgeschlafen und fast nie geschrien.

Sie dachten erst, dass er vielleicht einfach zu faul zum Reden sei. Mit vier Jahren sprach Patrick immer noch nicht. Schließlich fand ein Arzt die Ursache: Er

hatte Wasser hinter den Ohren, hörte nicht richtig. Er war gerade fünf geworden, als er endlich operiert wurde. Da war es eigentlich schon zu spät.

Patrick war, als ich ihn kennenlernte, weit hinter die anderen Kinder zurückgefallen. Manchmal kommt die ganze Ungerechtigkeit der Welt in einem Menschen zusammen: die Ungerechtigkeit der sozialen Herkunft, die Armut heißt, und die Ungerechtigkeit der Biologie, die Krankheit heißt.

Am Tag von Patricks Einschulung hat seine Mutter geweint. Es war keine normale Schule, auf die er kam. Es war eine Sonderschule, spezialisiert auf Kinder mit geistiger Behinderung. Die Kinder, die hier zur Einschulung zusammenkamen, saßen in Rollstühlen, einige konnten nicht sprechen, nur Laute machen. Und irgendwie wurde ihr da wohl zum ersten Mal so richtig klar, wie weit Patrick zurück war. Sie weinte, »weil mein Patrick da doch nicht hingehörte. Was machte der denn da?«

Der Tag von Patricks Einschulung ist neun Jahre her. Patrick ist immer noch auf derselben Schule, und auch sonst ist Patrick das Kind, bei dem sich am wenigsten geändert hat. Er wohnt in derselben Wohnung wie damals, er wird morgens mit einem Sprinter abgeholt. Er hat anders als die anderen Kinder nie aufgehört, diese Fahrt zu machen. Wenn er um drei Uhr nach Hause kommt, ist er meistens so müde, dass er Mittagsschlaf macht. Danach spielt er eigentlich immer auf dem kleinen Fernseher in seinem Kinderzimmer an der Playstation, bis es Zeit wird, ins Bett zu gehen.

Es gibt einige Fortschritte: Er spricht jetzt. Klar und deutlich. Aber in wenigen Worten, kurzen Sätzen und mit etwas kreativer Grammatik. Er kann lesen und schreiben, worauf er stolz ist. Es gibt bei Patrick keinen biologischen Grund, keinen Gehirnschaden, keine Erbkrankheit, die es unmöglich machen würden, dass er einen Hauptschulabschluss schafft. Und dennoch wird es dazu wahrscheinlich nie kommen.

Woran das liegt, kann niemand endgültig sagen. Eine Pädagogin, mit der ich spreche, vergleicht die Intelligenz eines Kindes mit einem Gefäß, das gefüllt werden muss. Es gibt Kinder, die hatten schon immer mehr Platz in ihrem Gefäß. Aber die alles entscheidende Sache ist, dass es gefüllt werden muss.

An meinem ersten Tag im Kindergarten hatte mir mein Chef verboten, Patrick an seine Mutter abzugeben. Sie hatte gerade das Sorgerecht verloren, war drei Monate in der Psychiatrie gewesen, wegen ihrer Schizophrenie. Der Vater hatte das Sorgerecht.

Nur: Patricks Mutter war ausgerechnet am Abend, bevor ich Patrick erstmals nach Hause brachte, aus der Psychiatrie zurückgekommen. Sorgerecht hin oder her, sie kümmerte sich wieder um Patrick. Und natürlich wartete sie vor der Tür auf mich.

Da stand sie, diese kurze, stämmige Frau, mit ihren dunkelbraunen Augen, eingerahmt von den tiefsten, dunkelsten Augenringen, die ich je gesehen habe.

Ich hielt an und stammelte, dass ich ihr ihren eigenen Sohn nicht geben durfte. Sie verstand sofort, worum es ging. Sie ging wortlos wieder rein, holte ihren Mann, und das war alles, was ich von ihr in den nächsten neun Monaten sah. Fortan stand Patricks Vater an der Straße, ein langer, blasser Mann, der mit Patrick redete wie mit einem alten Kumpel.

Patricks Mutter: »Manchmal geht er zum Jugendtreff nebenan. Aber da geht er nicht so gerne hin.«

Patrick: »Da habe ich keine Freunde. Da mag ich niemanden.« Ich: »Wieso magst du da niemanden?«

Patrick: »Weil sie mich beleidigen.«

Ich: »Was sagen sie zu dir?«

Patrick: »Penner, Asi, Hurensohn, du stinkst.«

Patricks Eltern leben heute vom Arbeitslosengeld des Vaters und der kleinen Arbeitsunfähigkeitsrente der Mutter. Seine Eltern verlassen nur selten das Haus. Sie haben keine Freunde, weil sie niemandem genug vertrauen. Sie wurden zu oft enttäuscht, sagen sie. Sie haben keine Hobbys, außer man zählt die Computerspiele des Vaters dazu, die er auf dem großen Flachbildfernseher im Wohnzimmer spielt.

Patrick's Mutter nimmt bis heute jeden Tag schwere Medikamente, Mittel, die schizophrene Schübe unterdrücken, und ein Antidepressivum. Und da ist immer die Angst, dass schon eine Kleinigkeit ausreichen könnte, damit sie wieder für Monate in der Psychiatrie verschwindet.

Dreimal ist das schon passiert. Beim ersten Mal war Patrick vier Jahre alt. Als sie nach drei Monaten aus dem Krankenhaus wiederkam, wartete Patrick im Hausflur auf sie. »Er hat irgendwie traurig geguckt und irgendwie fröhlich«, sagt sie. Das vorige Mal war vor fünf Jahren, als Patrick neun war.

Seit sie ihre Medikamente regelmäßig nimmt, ist es ruhiger geworden, stabiler. Sie kocht ihm Mittag- und Abendessen, Patrick hilft ihr dafür beim Abwasch. Und sie kämpft für ihr Kind. Immer wieder bittet sie die Lehrer, Patrick doch auf eine Hauptschule zu schicken. Die Lehrer vertrösten sie dann, weil sie wissen, dass Patrick dafür nicht bereit ist. Ab und zu fragt sie auch, ob Patrick nicht nach der Schule eine Lehre machen kann. Worauf die Lehrer meistens antworten, dass eine Behindertenwerkstatt doch nicht so schlimm sei. Und wenn die Lehrer vorschlagen, mit Patrick mehr »an der frischen Luft« zu machen, »weil er so blass ist«, schickt sie ihn zum Jugendtreff um die Ecke.

Nur: Da wird er oft gemobbt. Die Kinder aus der Nachbarschaft sehen, dass er morgens mit einem Bus abgeholt wird, auf dem hinten ein großes Schild einen Menschen im Rollstuhl zeigt. Für sie ist er »behindert«. Und dazu noch so schmal, blass, die Zähne sind oft nicht geputzt, sportlich ist er auch nicht. Vor einiger Zeit kam Patrick mit einer blutigen Nase von draußen wieder, und jetzt mag er nicht mehr zum Jugendtreff gehen.

Wenn Patrick an seiner Mutter vorbeigeht, streicht sie ihm sanft durchs Haar. Ihre Augen werden dann ganz weich. Sie möchte unbedingt, dass ihr Junge es schafft, ein normales Leben zu führen. Aber sie weiß nicht so richtig, wie sie das anstellen soll.

Patrick hat jetzt schon internalisiert, dass er in so gut wie jeder sozialen Hierarchie der im Keller ist. Die anderen Kinder nennen ihn »Asi«. Asozialer. Dieses Abgrenzungswort, das eigentlich heißt: Du bist nichts wert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Immerhin hat er Falck, seinen besten Freund, den er mag, »weil er blond ist und blaue Augen hat«. Falck ist das optische Gegenteil von Patrick. Dieser hat ebenholzfarbene Haare und die dunkelsten Augen, welche die Natur zur Verfügung hatte. Aber Patrick trifft Falck nicht oft. Dafür müsste Patrick mit dem Bus fahren, und das schafft er viel zu selten. Aber wenn Falck vorbeikommt, kicken sie den ganzen Nachmittag auf dem Bolzplatz nebenan, bis die Sonne untergeht.

Und selbst wenn er allein zu Hause vor der Playstation sitzt, ist er doch nicht ganz einsam. Er will mir das unbedingt noch zeigen. Er sitzt auf seinem engen Holzbett, das die Form eines Raumschiffs hat. Minecraft heißt das Spiel. Patrick kämpft da in einer Fantasiewelt gegen Untote, hat ein eigenes Zuhause, mit Bücherregalen und Zaubertänken, und ein ganzes Rudel Freunde. Es sind Wölfe, die er gezähmt hat. Sie folgen ihm, wohin er geht, beschützen jeden seiner Schritte.

Ich denke, dass Patrick so etwas auch im richtigen Leben bräuchte.

Coda

Es gab etwas, was sie damals alle gemeinsam hatten. Sie hatten ein Lieblingslied: *Seven Nation Army* von den White Stripes. Immer wenn das Lied kam, musste ich die Anlage aufdrehen. Dann brüllten acht Kleinkinder im Takt von Jack Whites Gitarre:

»I'm gonna fight 'em off!

A seven nation army couldn't hold me back!«

Oder zumindest brüllten sie etwas, was so ähnlich klang.

Ich fuhr Schlangenlinien, die Kinder wippten mit ihren Köpfen, und für einen Moment fühlte es sich an, als könnte sie wirklich nichts aufhalten. Als wäre alles, was sie zurückhielt, aufgehoben. Das Gefühl hielt genau drei Minuten und 52 Sekunden und endete mit drei Worten von Jack White, die für jedes dieser Kinder so anders klangen: »Go back home«.

Fabian und Nora sind seit elf Jahren ein Paar. Kurz vor der Hochzeit eröffnet sie ihm etwas.

Ich will ein Mann werden, sagt Nora. Na gut, antwortet Fabian. Aber vorher will ich ein Kind.

Eine Liebesgeschichte

Von Silke Weber, DIE ZEIT, 01.06.2017

Daniel Masch hält seinen Sohn im Arm und lässt ihn an seiner Brust saugen. An dieser viel zu großen, mit Milch gefüllten Brust, die er am liebsten verstecken würde. Die er gern loswürde. Durchs Fenster strahlt die Sonne und zeichnet mit ihrem hellen Licht alle Gegenstände im Zimmer ganz weich, die Couch, den Tisch, das Babyspielzeug. Masch, ein kleiner, schmaler Mann, hat das T-Shirt hochgezogen, man sieht die karierten Boxershorts unter seiner weiten Jeans. Jonte, drei Monate alt, nuckelt an der Brust. Masch sieht ihm zu und lächelt. Ein Mann und sein Baby.

Ein Mann, der, bevor er endgültig einer wird, noch einmal richtig Frau sein muss. Für sein Kind.

Daniel Masch, am 9. November 1983 als Nora Leota Schmidt in einem Dorf in Niedersachsen geboren, als Junge in einem Mädchenkörper, wie er früh ahnt, lebt heute als Transmann. Seit 17 Jahren ist Daniel Masch mit seinem Mann Fabian zusammen, einem Schulkameraden, elf Jahre davon war er dessen Freundin. Sie

studierten Psychologie und Geschichte, ein Paar wie eine Million andere. Erst kurz vor der Hochzeit offenbarte Daniel sich Fabian: Er wolle als Mann leben. Sie heirateten trotzdem. Und sie beschlossen, bevor Daniel auch biologisch zum Mann würde, noch ein Kind zu bekommen.

Es ist eine Entscheidung, die Grenzen sprengt und viele Fragen stellt: Wie fest steht ein Geschlecht? Was ist, wenn nicht nur eine Frau zum Mann, sondern auch eine Mutter zum Vater werden will? Kann sie das überhaupt?

»Gleich schläft mir Jonti auf dem Schoß ein«, flüstert Daniel Masch. Er sitzt neben der Babydecke auf dem Fußboden ihrer Souterrainwohnung in einem alten Fachwerkhaus am Rande von Lüneburg. Wald auf der einen, ein Fluss auf der anderen Seite. Die Wohnung ist klein, fast studentisch, aber es gibt ein Kinderzimmer für Jonte, dazu ein großes Wohnzimmer, Küche und Bad. Die Fensterbänke voller Blumen, Regale voller Bücher, Hesse, Brecht, Wedekind, zwei Gitarren hängen an der Wand.

»Fabian wusste immer Bescheid«, sagt Daniel Masch. Ein Satz, den er oft wiederholt, er scheint ihm wichtig.

Wenn Fabian Masch davon erzählt, wie seine Frau gerade zu einem Mann wird, sagt er: »Es war latent da und ist immer mehr geworden, so wie wenn wir Jonti jetzt beim Wachsen zugucken. Irgendwann werden wir auch denken, der ist aber groß geworden.« Er stellt Tee und Kuchen auf den Wohnzimmertisch.

Jonte soll der Beweis sein, dass Nora Leota Schmidts Entscheidung, zu Daniel Masch zu werden, vieles infrage stellt, aber eines nicht: ihre Liebe.

Menschen, die das Gefühl haben, im falschen Körper zu leben, nennt man Transidente. In den vergangenen Jahren sind sie sichtbarer geworden. Dank Stars wie der schwarzen Schauspielerin Loretta Lynch, der TV-Celebrity Caitlyn Jenner oder der Serie Transparent sind sie ins Zentrum der Popkultur gerückt. Das deutsche Model Benjamin Melzer präsentierte sich 2016 als erster Transmann auf dem Cover der Zeitschrift Men's Health – ohne Brüste, dafür mit kräftigen Bauchmuskeln.

Aber wie verändert sich die Liebe zweier Menschen, wenn einer der beiden biologisch auf dem Weg ist, ein Mann zu werden?

Wie alles begann

23. Juli 1999. Fabian ist 17 Jahre alt, Nora fast 16. Die großen Ferien beginnen gerade. Überall riecht es nach Maisfeldern, das ist der Sommergeruch von Syke, der kleinen Stadt in Niedersachsen, Schlafstadt von Bremen, 25 000 Einwohner, ringsum Geestlandschaft, Wiesen und Wälder, ab und zu hört man den Kaffkieker vorbeituckern, nur jetzt am Abend fährt der Zug nicht mehr.

Das Getöse der Party, auf die sich Fabian hat mitschleppen lassen, ist wahrscheinlich der einzige Lärm, der noch zu hören ist. Er beobachtet die Leute, wie sie Bier und Korn trinken, als Nora durch die Tür tritt, langes, rot gefärbtes Haar, ein schön geformter Mund, die Figur eher knabenhaft – bis auf die Brüste.

Fabian sagt, er habe sich sofort verliebt, auf den ersten Blick, »auch wenn das so abgedroschen klingt«.

Als Nora Fabian sieht, fällt ihr sein besonderes Kinn auf, das leicht nach vorn steht. Wie es wohl wäre, jemanden mit so einem Kinn zu küssen? »Völlig albern, ich weiß, aber so war es.«

Fabian fragt Nora, ob sie nicht spazieren gehen wolle. Später sitzen sie am Rand des Gartens und beobachten die Partymeute, wie sie mit Deo und Feuerzeug Flammenwerfer basteln. Fabian raucht. Nora denkt: Wenn wir zusammenkommen, muss ich ihm das Rauchen abgewöhnen.

Um kurz nach Mitternacht küssen sich die beiden zum ersten Mal, 24. Juli 1999.

Eine Woche später steht Nora bei Fabian auf der Terrasse und hat ein Gefühl, als wären sie schon immer zusammen. Nach zwei Wochen sagt sie zu Fabian: »Ich beneide dich um deinen Penis. Ich finde das so toll, dass du einen hast.«

»Kannst ihn ja mal halten«, sagt Fabian. Er denkt sich nichts dabei.

Kurz darauf erzählt Nora Fabian von den Kopfschmerzen, die sie seit dem neunten Lebensjahr hat, von ihren depressiven Schüben und davon, dass das EEG-Gerät keinen Fehler in ihrer Gehirnaktivität finden kann. Dass sie sich aber ständig mit ihrer Mutter streitet. Fabian erzählt Nora, dass seine Mutter im Bibelkreis ist und sich

über seine »freakige« Frisur ärgert. Als Nora in der elften Klasse zum Fasching als cooler Typ gehen will, leiht Fabian ihr seine Klamotten. Nora trägt Fabians Boxershorts, Fabian findet das erst mal niedlich, wie die meisten Männer bei ihrer Freundin.

Als Nora während der Abiturvorbereitung den Roman Demian von Hermann Hesse liest, wird ihr ganz schwindlig, als wolle ihr das Buch etwas sagen. Der jugendliche Protagonist fühlt sich unvollkommen, doch er gewinnt mit jedem Lebensjahr an Selbstvertrauen und findet mehr zu sich selbst. Die Lektüre geht Nora seltsam nah. Sie ist so aufgelöst, dass sie Fabian anruft. Der kommt sofort und hält sie fest im Arm, lange. Sie sagt, irgendwas sei falsch mit ihr, sie sei nicht komplett.

Nora liebt Fabian, Fabian liebt Nora

Als Nora von zu Hause auszieht, weil sie die Streitereien mit der Mutter nicht mehr erträgt, ist Fabian, so oft es geht, in ihrer kleinen Einzimmerwohnung. Den Halt, den sie in ihrer zweifelnden Teenagerexistenz suchen, finden sie beieinander.

Fürs Studium gehen sie zusammen nach Lüneburg. Fabian studiert Geschichte, Nora Psychologie. Sie bauen ihr eigenes Bücherregal, Fabian hält ein Brett, Nora bohrt Löcher hinein.

Immer häufiger führt Nora in dieser Zeit ein Videotagebuch. Als verspüre sie einen Drang, der Welt etwas mitzuteilen. Auf einem dieser Videos, im Sommer 2008, sieht man sie als Studentin, die langen Haare zum Zopf, Kreolen, Kette. Nora schiebt sich zwei weiße Pillen in den Mund. Antidepressiva. Sie spült mit einem Schluck Tee nach und beißt in eine Apfelscheibe. Wie jeden Abend. Wie ein Archivar hält Nora ihr Leben fest, filmt Eiszapfen im Winter, Freunde beim Spieleabend und immer wieder sich selbst.

An einem kalten Winterabend lernen Nora und Fabian in einer Lüneburger Bar eine Transfrau kennen. Auf dem Nachhauseweg sagt Nora plötzlich: »Was die kann, kann ich auch.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fabian ist unsicher, was Nora meint. Wie er reagieren soll. Er weiß, dass es Männer gibt, die sich in Frauenkleidern sexy finden und Frauen, denen das in Männerkleidern so geht. Wie Nora. Was soll er sagen? Er sagt erst mal nur: Okay.

Fabian ist 28 Jahre, Nora 27. Sie gehen für sie in der Männerabteilung von H&M eine Hose und einen Pulli shoppen. Dann will Nora Jungs-Hobbys ausprobieren, so nennt sie das. Sie übt Skateboard fahren. Fabian übt mit. Er macht alles mit. Er will für Nora da sein, seine zukünftige Ehefrau.

Dass sie irgendwann heiraten würden, war für beide immer klar. Fabian mag Noras Witze, sie mag sein Lachen, beide mögen Mittelalterfeste, dieselbe Musik, dieselben Menschen. Fabian macht Nora einen Antrag, so richtig auf Knien, er überreicht ihr eine Kette mit roten Steinen. Sie machen einen Termin im Standesamt, verschicken Einladungen, kaufen das Kleid.

Dann passiert etwas mit Nora. Vielleicht ist es die Vorstellung, Ehefrau zu werden, bald in einer sozialen Rolle festzustecken. Sie weint viel, dann kann sie das, was in ihr arbeitet, nicht länger unterdrücken. »Ich bin vor der Hochzeit eskaliert«, sagt Daniel Masch heute.

14. Juni 2010, 9.18 Uhr: »Hallo Welt! Erstens: Ich habe jetzt Kontaktlinsen. Zweitens: Ich trage keine Röcke mehr. Drittens: Ich schneide mir heute die Haare ab.« Nora hält das Bild eines Mannes in die Kamera: »So will ich die Haare.«

Am Nachmittag des 14. Juni sitzt Nora beim Friseur, der ihre langen Haare abschneidet. Fabian hat sie begleitet. Er spürt Noras Freude, die vielleicht sogar noch größer ist als seine Angst. Später sagt Nora zu Fabian: Ich werde Hormone nehmen, einen Bart bekommen und auch nicht mehr Nora heißen.

»Du wusstest doch immer Bescheid«, sagt Nora immer wieder. Dieser Satz ist ihr Schutzschild.

»Es ist nicht so, dass ich nichts geahnt hätte«, erwidert Fabian. Aber ahnen ist etwas anderes als wissen.

Ausgesprochen hat sie es zum ersten Mal.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nora fragt Fabian: »Wollen wir wirklich heiraten, wenn ich das jetzt so möchte?«

»Ja«, antwortet Fabian. Er findet immer noch keine Worte für das, was er nicht einordnen kann. Dann reden sie nicht mehr über dieses Thema.

Erst ein Jahr zuvor hatte der Bundestag das Transsexuellengesetz so geändert, dass sich verheiratete Transidente nicht mehr scheiden lassen müssen, wenn sie das Geschlecht ändern.

Selbst wenn die Geschlechtsangleichung stattfindet, dürfen wir trotzdem verheiratet bleiben, denkt Fabian. Und ist Liebe nicht immer auch eine Anpassungsleistung?

Bis der Tod uns scheidet

Samstag, 24. Juli 2010, 14 Uhr, Lüneburger Ratssaal, die Eheurkunde trägt die Registernummer E 295/2010. Nach dem Jawort küsst Fabian Nora auf den Mund. Er trägt ein Barett, sie einen Kranz über dem kurzen Haar. Zum Fest gibt es Met und Braten, alles im Mittelalterstil, das mögen die beiden.

Drei Tage nach der Trauung steht Nora am Lüneburger Bahnhof, sie trägt eine weite Jeans, ein olivfarbenes T-Shirt und darunter ihren Binder, eine Art Tanktop, das ihr die Brust ganz flach drückt. Sie fühlt sich männlich. Sie fühlt sich gut.

Fabian fühlt sich zerrissen. Vor der Hochzeit noch war ihm das alles wie eine Ausprobierphase von Nora vorgekommen, Kleider weglassen, Hosen tragen. Irgendwie unverbindlich. Plötzlich ist es ernst. Warum nur können wir nicht auch so glücklich werden?, denkt Fabian.

Er sagt ihr, dass er gerade nicht weiß, ob er noch hinterherkommt. Dass er das Gefühl hat, sie entgleite ihm. Dass er sich fragt, ob er die Energie hat, das alles mitzumachen.

Und er fragt sich plötzlich auch, ob er eine solche Liebe, eine solche Zukunft überhaupt möchte. Er ist doch nicht schwul! Klar, als Kind hatte er eine My-little-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pony-Phase. Als Teenager hat er mal mit einem Kumpel geknutscht, aber gefühlt hat er dabei nichts. Er geht doch nicht an einem Mann vorbei und denkt: heißer Typ!

Fabian weiß nicht, ob ihm die Vorstellung gefällt, einen Bart zu spüren, wenn er seine große Liebe küsst. Wie werden sie überhaupt Sex haben?

Und dann die Frage, die ihn vielleicht am meisten umtreibt: Wie sollen sie Kinder bekommen, wenn Nora ein Mann wird? Von einer eigenen Familie hat er schon als kleiner Junge geträumt. Vater zu werden war für ihn der logische nächste Schritt nach der Hochzeit.

Andere Paare reisen in die Flitterwochen, Nora und Fabian Masch beschließen, eine Auszeit voneinander zu nehmen. Es ist das erste Mal in ihrer langen Beziehung. »Wir sind an einem Punkt, wo wir eine Entscheidung treffen müssen«, sagt Fabian.

Deshalb steht Nora am Bahnhof, auf dem Weg zu ihrer Mutter nach Bremen, um sich vor ihr als Mann zu outen. Deshalb fährt auch Fabian zu seinen Eltern. Abstand gewinnen.

Er hätte seine Lage jetzt mit alten Freunden besprechen, das Internet nach Informationen absuchen, seine Eltern um Rat fragen können. Doch Fabian macht nichts davon. Er will die Antwort in sich selber finden. Er geht in Syke zwei Tage lang im Wald spazieren, allein.

Noras Mutter fragt ihre Tochter, was sie falsch gemacht habe. Ob sie Nora vielleicht zu viel Jungenspielzeug gegeben habe?

Einige Tage später treffen Nora und Fabian sich wieder in ihrer Wohnung in Lüneburg. Nora hat beschlossen, um Fabian zu kämpfen. Zum ersten Mal hat sie Angst, er könne sie verlassen. Sie streut überall Rosen aus, und als er kommt, nimmt sie die Gitarre und singt First Day of my Life für ihn, von den Bright Eyes. Ein Liebeslied. In dem Video dazu sieht man junge und alte Paare, Homos und Heteros, kleine Männer und Frauen mit Bärten.

Für Nora ist die Sache klar, wenigstens theoretisch: Nicht ihre Sexualität ändert sich, sondern ihre Identität. Für sie als Transmenschen geht es nicht darum, mit wem sie ins Bett geht, sondern als wer. Trotzdem hat sie Angst, dass sie als Mann nicht attraktiv für Fabian bleiben wird.

Fabian hat Angst, dass er die Frau vermissen wird, in die er sich einmal verliebt hat. Aber soll er sie deshalb drängen, den falschen Körper zu ertragen? Wenn das für Nora der Ausweg aus ihrer Depression ist, kann er sie doch nicht aufhalten. Er erinnert sich noch genau, wie glücklich sie war mit ihrer ersten Männerfrisur.

»Deine Seele, die ich so liebe, die bleibt doch«, sagt er zu Nora. Liebe ist wichtiger als Sex, denkt er. Aber er will eben auch Vater werden. Deshalb sagt er zwischen den Rosenblättern zu Nora: »Bevor dieses große Mister-Mister-Ding losgeht, möchte ich ein Kind. Das ist meine Bedingung.«

Nora hatte sich nie als Teil einer eigenen Familie gesehen, weder als Mutter noch als Vater. »Aber die Vorstellung«, sagt sie zu Fabian, »dass aus der Mischung von uns beiden ein kleiner Mensch erwächst, die finde ich schön.«

Etwa ein Jahr braucht Fabian, bis er Nora ohne zu zögern mit ihrem neuen Namen ansprechen kann: Daniel. In der ersten Zeit sagt er nur »Schatz«. Es ist fast, als müsse er sein Gehirn umprogrammieren. Die soziale Transformation ist so radikal wie die körperliche. Daniel will nicht nur wie ein Mann aussehen, er will auch wie einer behandelt werden. Nichts ärgert ihn mehr, als wenn man ihm die Tür aufhält. Die Höchststrafe ist, wenn einer ihn Frau Masch nennt.

Inzwischen promoviert er in Psychologie und arbeitet als Coach für Langzeitarbeitslose. Fabian schreibt eine Dissertation zum Thema Kirchengeschichte. Fast all ihre Freunde, auch die Eltern, haben ihren gemeinsamen Weg akzeptiert. Die Postkarten an ihrem Kühlschrank sind jetzt an Daniel und Fabian adressiert, im Vorlesungsverzeichnis steht »Daniel (Nora) Masch«. Sogar Daniels Chef hat tolerant reagiert, »auch wenn sein Unterkiefer erst mal brauchte, bis er wieder am Oberkiefer dran war«.

Daniel will Mutter werden

Transidentität und Kinderwunsch sind medizinisch und rechtlich möglich, dass wissen Daniel und Fabian. Allerdings gilt das erst seit 2011. Seit das Bundesverfassungsgericht entschied, dass ein Mann mit Gebärmutter ein Mann sein darf.

Jedes Mal, wenn Daniel jetzt nach dem Sex nicht schwanger ist, rechnet er: Jetzt noch mindestens einen Monat plus neun Monate Schwangerschaft plus sechs Monate Stillen – so lange muss er Frau bleiben. So lange kann er die Hormontherapie nicht beginnen. Und ist es womöglich das, was Fabian bezweckt? Soll er mit seiner Mutterschaft seine Weiblichkeit wieder akzeptieren lernen?

Daniel geht zum Frauenarzt, den er sonst meidet, sucht Rat in einer Kinderwunschklinik, fragt: »Haben Sie ein Problem damit, wenn ein frustrierter Transmann schwanger werden will?« Der Arzt bestimmt die Dicke seiner Gebärmutter Schleimhaut, überwacht den Zyklus und gibt Medikamente. Daniel, der ein Mann sein will und sich längst so kleidet, spritzt sich jetzt täglich extra weibliche Hormone in den Bauch, anstatt endlich die Therapie mit männlichen Hormonen zu beginnen. Nur Fabian weiß, wie sehr er leidet.

»Das ist schon für normale Paare schlimm, so auf Knopfdruck Sex haben. Das ist Erniedrigung pur«, sagt Daniel. »Ich halte das nicht mehr aus.« Auch Fabian fragt sich inzwischen, ob Daniels Körper eine Schwangerschaft vielleicht ablehnt. Aber er denkt sich auch: Daniel hat es versprochen.

Zweieinhalb Jahre, 130 Wochen, 21 900 Stunden später sagt der Arzt dann doch: »Herr Masch, Sie sind schwanger.«

Die Idee, dass man in einem weiblichen Körper geboren und überzeugt davon sein kann, in Wahrheit ein Mann zu sein, hat sich mittlerweile herumgesprochen. Aber was geschieht, wenn man in einem weiblichen Körper geboren wurde, sich für einen Mann hält und trotzdem etwas exklusiv Weibliches wie eine Geburt erleben möchte? Wenn man quasi Mutter und Vater zugleich wird?

»Sie müssen eins werden mit ihrer Gebärmutter«, sagt die Hebamme. »Das können Sie vergessen!«, sagt Daniel, ein Mann mit kugelrundem Babybauch, den er liebt, weil da sein Kind drin ist. Immer wenn Jonte den Po von innen an die Bauchdecke drückt, streichelt Daniel darüber. »Aber den Satz mit der Gebärmutter, den streichen Sie mal«, sagt er. »Das ist für mich nichts Schönes, sondern etwas Funktionales.«

Daniel ist während der Schwangerschaft oft flau, übel, er liegt viel, ist antriebslos, reizbar. Er spürt eine fast traumatisierende Aufspaltung der männlichen und weiblichen Merkmale seines Körpers. Der Babybauch könnte noch als Bierbauch durchgehen, denkt er. Aber diese riesigen Brüste! Den Binder trägt er, auch wenn es schmerzt, bis sich die Brüste gar nicht mehr wegdrücken lassen. Die Schwangerschaft katapultiert ihn zurück in die Depression. Fast alles daran stört ihn, vor allem, dass er wieder als Frau wahrgenommen wird.

»Ah, da ist ja unser schwangerer Herr Masch«, neckt sein Chef ihn jetzt manchmal. Doch wegen der Arbeitslosen, die in Daniels Kursen sitzen, solle er doch erst mal lieber wieder als Frau auftreten, sagt der Chef, das sei sonst zu verwirrend. Daniel Masch kommt sich vor, als hätte er ein Schild um den Hals: Du bist falsch. Erst als er im Mutterschutz ist, den er Vaterschutz nennt, fühlt sich alles doch richtig an: »Ich bin Daniel, und ich kriege ein Kind.«

Jontes Geburt

»Pressen, Herr Masch, pressen!«, ruft die Ärztin ihm zu. Am Montag, 6. April 2015, 21.47 Uhr, gebiert Daniel seinen Sohn Jonte. Auf der Wöchnerinnenstation im Krankenhaus Lüneburg sagt jeder Herr Masch zu ihm, die Hebammen, die Schwestern und Ärztinnen, so steht es in seiner Akte, an seinem Bett und sogar in Jontes Untersuchungsheft. Hier stimmt alles: Daniel Masch, der gebärende Mann.

Obwohl er längst gern ein biologisch anderer wäre, hat er sich an das Stillen gewöhnt, mag es sogar. Er vertraut auf den Stoff Oxytocin, der mit der Muttermilch kommt. Oxytocin bindet sein Kind an ihn, hat er gelesen. »Jonte liebt es. Er braucht es so sehr«, sagt Daniel Masch.

Trotzdem ist er oft müde, unmotiviert. Alles ist grau. Er hat wieder Kopfschmerzen. Aber erst wenn er abgestillt hat, kann er die Therapie mit männlichen Hormonen beginnen.

Er stillt elf Monate lang.

Endlich Mann

30. März 2016, in der Praxis des Lüneburger Endokrinologen sitzen lauter Schilddrüsenpatienten, dazwischen die Kleinfamilie: Daniel und Fabian Masch mit Jonte. »Frau Masch, bitte«, ruft die Schwester, dann: »Entschuldigung, Sie wollen sicher als Herr angesprochen werden.«

Die Schwester setzt die zwölf Zentimeter lange Spritze an und injiziert die ölige Lösung in Daniel Maschs linken Gesäßmuskel. Nebido heißt der Wirkstoff, der das männliche Geschlechtshormon Testosteron enthält. Am Po bleibt ein kleiner Hubbel, das Hormon bildet dort ein Depot und gelangt allmählich in die Lymphgefäße, von dort aus ins Blut und verteilt sich dann im ganzen Körper.

Alle zwölf Wochen muss Daniel jetzt in die Praxis kommen. Die Hormontherapie läuft ein Leben lang.

Nach der ersten Spritze bleibt seine Regelblutung aus. Nach der zweiten setzt der Stimmbruch ein. Der Kehlkopf vergrößert sich, und die Stimme sinkt um etwa eine Oktave. Die Haare, die man auch als Frau oberhalb der Lippe hat, sind jetzt dunkler und dichter. Fabian bringt ihm das Rasieren bei. Jeden Tag überprüft Daniel seine Verwandlung im Spiegel. Seine Oberarme legen an Muskulatur zu. »Nur vom Babytragen«, sagt Daniel Masch, »ich habe gar nicht extra Sport gemacht.«

Wenn man die beiden heute in ihrer Wohnung in Lüneburg besucht, wirken sie glücklich. Beinahe entspannt. Sitzen sie nebeneinander auf dem Sofa, füllt der zierliche Daniel den Raum, während der größere Fabian fast in den Kissen verschwindet. Daniel ist laut, wo Fabian leise ist. Übermütig, wo Fabian erst mal schweigt.

Die männlichen Hormone lassen Daniel aufdrehen, er bekommt Pickel, fast wie in der Pubertät. Inzwischen arbeitet er wieder, während Fabian sich in der Elternzeit einrichtet. Fabian ist es, der für die Familie kocht, er ist es, der die Babykleidung kauft.

»Es ist alles gut so, wie es ist«, sagen beide. »Uns hat dieser Prozess noch mehr zusammengeschweißt«, glaubt Fabian.

»Wir werden auch als Rentner noch ein glückliches Paar sein«, glaubt Daniel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fabian und er reden jetzt viel über eine mögliche Geschlechtsumwandlung, bei der die Brüste und Gebärmutter entfernt, Penis und Hoden operativ nachgebildet werden. Noch trägt Daniel eine Staffage aus Silikon.

Auf der Arbeit, sagt er, fragen ihn die neuen Kursteilnehmer schon, ob seine Frau zu Hause beim Kind sei. Sie ahnen nicht, wie sehr ihn das freut.

Sieht mich jemand?

Wimpel, Pucks, Telefonkarten: Je weniger Freunde er hatte, desto umfangreicher wurden seine Sammlungen. Sie sollten Dose ein erfülltes Leben vorgaukeln. Dann suchte er per Kleinanzeige: Jemand sollte seine „gottverdammte Einsamkeit“ vertreiben. Er hat niemanden gefunden.

Von Lena Niethammer, Tagesspiegel, 29.10.2016

Dose hat mir die Tiere hinterlassen. Die Tiere und das bisschen Innehalten. Mir wurde das bewusst, als neulich eine Maus durch die Kneipentür entwich. Sie kam aus dem Hinterzimmer, wich gerade noch einem Paar schwarzer Stiefel aus, und kurz bevor die Tür ins Schloss fiel, entkam sie ins Freie. Ich dachte, das hätte Dose jetzt gefallen. Er hätte da gesessen, die Maus vielleicht als Einziger bemerkt und wäre für einen Augenblick glücklich gewesen. Sein Gesicht wäre sanft geworden, zuversichtlich. Ein leises Lächeln vielleicht. Als Mensch kam man in diesen Momenten gar nicht mehr an ihn ran. Er war wie weggetreten, ganz in einer Welt mit der Maus, der Spinne, der Libelle, was es auch gerade war.

Gottverdammte Einsamkeit

Ich bin männlich, 45 Jahre alt und wohne im Südwesten der Stadt. Ich bin einsam und wünsche mir nur eine einzige Person, die mit mir in den Zoo geht.

Liebe Grüße, Dose

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

So fing es an. Mit dieser Ebay-Kleinanzeige vom 1. Mai 2014. Mit der Frage: Wer ist dieser Mann? Mit der Bitte, einen Einblick in sein Leben zu erhalten. Mit seinem Enthusiasmus, als er zusagte. „Endlich antwortet mir jemand.“ Und sei es nur eine Journalistin.

Wir trafen uns vor den Steinelefanten, am Haupteingang des Berliner Zoos. Es war einer dieser Frühlingstage, an denen der Wind zwar eiskalt weht, die Sonne aber doch alle aus den Häusern treibt. Dose war der große Mann, ganz in schwarz, der etwas abseits wartete. Die Hände in den Taschen, Bomberjacke, Springerstiefel. Auf dem Kopf eine Kappe voller Buttons. „Daily Terror“ stand da, und „Troopers Gewalt“.

Er war der, dem die anderen Zoobesucher verstohlene Blicke zuwarfen. Der, bei dem sie sich fragten, was macht so einer hier?

Sie konnten ja auch nicht wissen, dass der Zoo Doses Revier war, dass er einmal die Woche herkam und jeden Winkel und jedes Tier kannte. Die Fremden hier – das waren sie.

Allein, wie Dose seine Zoo-Jahreskarte anfasste, behutsam, wie einen Schatz. Und wie er sie dann der Kassiererin hinhielt, direkt vor das Gesicht, als wolle er ihr zeigen, dass er dazugehört.

„Das ist mein Luxus hier“, sagte er. „Kostet 60 Tacken. Schon ein Hammer. Vor allem bei Hartz IV. Aber muss sein. Da ess’ ich lieber nichts.“

Am Anfang, als ich Dose im Zoo hinterherlief, hatte das etwas von einer Show. Wie er uns durch die Wege dirigierte. Wie er die Menschen beiseite schob. „Darf ich mal bitte?“ Er kannte jedes Tier beim Namen. Er lockte und streichelte sie, auch

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gefährliche, obwohl es verboten war. Für einen Schnappschuss von einem Reh übersprang er die Absperrung des Geheges. Die Besucher staunten.

Einmal, so erzählte Dose, sei ein Steinbock aus einem Gehege abgehauen. Während die anderen Besucher nur da standen und lachten, habe er versucht, den Steinbock zu fangen. Aber fang mal einen Steinbock! Er alarmierte dann die Wärter. Sie seien ihm sehr dankbar gewesen.

Diese ersten Minuten hätte ich Doses Auftreten fast als arrogant abgetan. Doch im Streichelzoo beendete Dose seine Vorstellung. Dort war er nur für sich. Er wurde ganz ruhig, setzte sich im Schneidersitz inmitten des Chaos aus Eltern, Kindern und Tieren hin und wartete. Es dauerte fast zehn Minuten, dann kam eine Ziege auf ihn zu. Vorsichtig hob er die linke Hand, ließ die Ziege schnuppern, streichelte ihr dann sanft den Kopf. Er schwieg lange. Auf seinem Gesicht dieses melancholische Dose-Lächeln, mehr nach innen, ohne Zähne, ohne Leuchten. „Weißt du, warum ich die Tiere so mag?“, fragte er. „Die Tiere kommen von sich aus. Menschen kommen nie.“

Er sagte das nicht einfach so. Er hatte es ja versucht mit den Menschen, immer wieder, hatte sich auf Datingportalen angemeldet, Anzeigen geschaltet, Flyer aufgehängt, doch wenn sie ihn dann trafen, erschranken sie. Keiner wollte diesen Mann ganz in Schwarz, ohne Arbeit, ohne Geld.

Es gab eine Zeit, da hatte Dose ein anderes Leben. Eines mit einem Job als Paketbote, mit Freunden, vor allem mit einer Frau, seiner Frau.

Sie lernten sich 1993 bei einem Fanclub-Treffen der Schlagersängerin Nicole kennen und heirateten zwei Jahre später. Es waren 35 Grad. Der 14. Juli. Sie war die schönste Frau, die er je gesehen hatte. Doch der Alltag verschluckte die Liebe. 2003 ließen sie sich scheiden.

Es kamen noch vier Frauen. Die erste versprach viel und war über Nacht verschwunden. Die zweite explodierte, wenn Dose explodierte. Dose explodierte immer öfter, es fehlte der Puffer. Mit der dritten zog auch ihr Alkoholproblem in seine Wohnung. Nur die vierte, eine Kollegin, machte ihn wirklich glücklich. Aber sie wurde schwanger. Das kleine Mädchen gaben sie zur Adoption frei, es war das Richtige, sagt Dose, aber sie konnten sich nicht mehr in die Augen schauen.

So wuchs nach und nach der Frust, und der Frust nahm ihm den Rest. Erst den Job, weil er vor einem Supermarkt ausrastete, als ein Mann ihm den Parkplatz klaute, weil er schlug und trat und am Ende einfach wegfuhr. Dann die Freunde, weil sie sein Selbstmitleid nicht mehr ertrugen. Als auch er es nicht mehr ertrug, schnitt er sich 2013 die Pulsadern auf. Er überlebte und fing an, sich in der Einsamkeit einzurichten.

Ich fragte Dose, als er das alles erzählte, zwischen den Menschen, den Tieren, den Gehegen, ob er denn kein Stück Hoffnung mehr habe, dass sich etwas ändern könne. Er verneinte und nahm mich mit zu den Pinguinen. Er holte einen kleinen Spiegel aus der Innentasche seiner Jacke, den er vor jedem Zoobesuch vorsichtig in Küchenrolle einpackte. Damit reflektierte er einen Lichtpunkt in das Gehege, und die Pinguine folgten ihm. Von rechts nach links, ins Wasser, auf den Felsen. Auf einmal waren die anderen Menschen ganz nah, schauten über seine Schultern, darf ich auch mal?

Er sagte, früher habe er immer gehofft, dass er damit eine Frau beeindrucken könne. Dass sie ihn sähe und sagte: Mensch, das ist ja toll, wie du das machst, wer bist du denn? Aber sobald er den Spiegel weg tat, war er wieder allein. „Es hat keinen Sinn mehr, zu hoffen“, sagte Dose. Ich glaubte ihm nicht. Wäre es so, warum brachte er den Spiegel dann jedes Mal wieder mit? Warum hatte er die Anzeige geschaltet? Und was soll das denn für ein Leben sein, ganz ohne Hoffnung?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dose zeigte mir seine Wohnung. „Aber die Küche ist tabu, ja?“ Ja. „Die Küchentür ist zu und wird auch nicht aufgemacht, klar?“

Die Wohnung war vollgestopft mit seinen Sammlungen. Er hatte die Wände mit 220 Fußballschals, 555 Wimpeln, 301 Eishockeypucks und je 100 Telefonkarten und Briefmarken mit Wolfmotiv tapeziert. Ganz akkurat, sehr symmetrisch. Kein Zentimeter Tapete war zu erkennen, nirgends, nicht mal im Bad. In Vitrinen und Regalen waren Feuerzeuge, Badeenten, Bierkrüge, Autogrammkarten, Giraffen- oder Björk-Devotionalien und Dosen. Daher auch der Name, Dose, es war damals die erste Sammlung.

Je einsamer Dose wurde, desto umfangreicher wurden die Sammlungen. Als an den Wänden kein Platz mehr war, fing er an zu fotografieren. Abertausende Bilder, alles Serien. Sie trugen Namen wie „Alle Gullis in Steglitz“ oder „Berliner Grabsteine mit E“. Als ich nach den Fotos fragte, sagte er, er müsse doch etwas zu tun haben. Beschäftigungstherapie quasi. Als ich fragte, warum er das alles aufhängte, sagte er: „Damit man was vom Leben hat.“ Es sei ein gutes Gefühl, das anzuschauen. So als hätte man ganz viel erlebt.

Ich wusste nicht was ich trauriger finden sollte. Dass sich Dose in seiner Wohnung die Illusion einer erfüllten Vergangenheit erschaffen hatte. Oder dass er sich dessen bewusst war.

Als er mich an diesem Abend zur Tür begleitete, starrte mich Hitler an. Dose schien vergessen zu haben, die Küchentür zu schließen, nachdem er Tee gemacht hatte. Hitler war überall in der Küche. Am Fenster hingen drei NPD-Flaggen, an der Wand zwei NPD-Plakate, am Kühlschrank ein Hakenkreuz. Dazu, in einer Vase auf dem Küchentisch, eine Israel-Fahne.

„Dose, was...?“

„Ich war Mitglied in der NPD“, sagte er. Er wich meinem Blick aus, starrte auf seine Schuhe.

„Offensichtlich warst du das. Aber warum die Israel-Flagge?“

„Ach, letztes Jahr auf dem Christopher Street Day, da habe ich so Juden kennengelernt, die waren super. Wir haben den ganzen Tag zusammen gefeiert, das war echt schön. Die Fahne haben sie mir als Erinnerung mitgegeben. Du denkst doch nicht, ich hätte was gegen Ausländer?“

„Warum hängt hier sonst überall diese Fratze?“

Wir setzten uns an den Küchentisch.

Das mit der NPD, seine politische Zeit, wie Dose sie nannte, begann, als er mit dem Alleinsein nicht mehr zurechtkam. Er saß viel vor dem Fernseher, und was er dort in den Nachrichten sah, all diese Kriege, das Unrecht, die Tierversuche, das machte ihn fertig. Er dachte, man müsste das alles ganz anders machen, und als er die von der NPD kennenlernte, meinten die, sie würden auch alles ganz anders machen wollen. Das habe ihm gefallen. Sie sagten, er müsse ihnen unbedingt helfen. Gemeinsam könnten sie etwas erreichen.

Es ging allerdings erst einmal mehr darum, gemeinsam zu trinken und über dies und das zu reden. Kam das Gespräch doch mal auf Politik, habe ihn das belastet und überfordert, erzählte Dose. Irgendwann ging er lieber wieder in den Zoo.

„Aber manches von der NPD ist halt schon richtig“, sagte er.

„Und was bitte?“, fragte ich.

Wir diskutierten bestimmt zwei Stunden. Dose vertrat einen Standpunkt irgendwo zwischen Pazifist und nachgeplapperten NPD-Parolen. Ich vertrat den Standpunkt, dass sein Standpunkt keinen Sinn ergibt. Irgendwann las ich ihm das Parteiprogramm der Linken vor, dann das der Tierschutzpartei. Man sah Dose an, dass er zweifelte, aber er blieb ein sehr stolzer Mann – und hielt dagegen.

Ein paar Tage später schrieb er mir eine Mail: „Hallo, ich habe nochmal über etwas nachgedacht. Du hast gefragt, ob ich nicht doch noch hoffe, dass alles besser wird. Wenn ich so überlege, ist da vielleicht noch Hoffnung und ich versuche nur sie wegzudrücken, damit ich nicht enttäuscht werde. Andererseits habe ich auch nichts zu verlieren. Ich meine, wenn ich es noch einmal versuche, schadet es ja auch nichts. Ich glaube aber, dass ich es diesmal anders angehen muss. Vielleicht hast du ja bald mal Zeit und Lust herzukommen? Ich würde dir gerne was zeigen.“

Als ich kurz darauf seine Wohnung betrat, war die Küchentür auf und Hitler fort. Auch die NPD-Flaggen, auch die Plakate. Als ich fragte, ob es das sei, was er mir zeigen wollte, winkte er ab, den Kram habe er schon lange wegschmeißen wollen. Nein, was er zeigen wolle, sei draußen.

Natürlich freute es mich, dass er sich von Hitler verabschiedet hatte. Aber etwas in diesem Moment beunruhigte mich auch. Ich hatte Einfluss genommen, und es war zu leicht gewesen.

Vor der Tür setzte sich Dose auf den Asphalt des Bürgersteigs. Es war wärmster Sommer. Die Straße runter stand ein Haus, die Nummer fünf, er zeigte darauf und erzählte, wie er beobachtet habe, dass dort jemand ausgezogen sei. Die Wohnung sei et-

was kleiner als seine, nur 48 Quadratmeter, dafür frisch renoviert. Es sei die Gelegenheit, es diesmal richtig zu versuchen mit dem Leben. Ein klarer Schnitt. Er wolle richtig ausmisten, packen und sich nicht mehr belügen. In der alten Wohnung sei es zu leicht geworden aufzugeben.

Er lehnte sich zurück, streckte das Gesicht in die Sonne, schloss die Augen und träumte.

„Dann bringe ich irgendwann eine Frau mit zu mir, und die erschrickt dann gar nicht, wenn sie mein Zuhause sieht. Morgens wache ich neben ihr auf, abends gehen wir vielleicht mal auf ein Konzert. Wir könnten Haustiere haben, vielleicht einen Hund oder eine... Guck! Die Schwalben!“

Wenig später besuchten wir seine Eltern. Dose hatte mich gewarnt, die beiden verstünden nicht ganz, was das mit der Journalistin solle. Er saß vor Kopf und stocherte in seinem Essen. Es gab Lachs und Kartoffeln. Der Vater saß Dose schräg gegenüber und sprach außer „Hallo“ kein Wort. Sein Blick richtete sich rechts über die eigene Schulter, da lief stumm der Fernseher, und Maria Scharapowa gewann im Tennis. Zum Tisch drehte er sich nur, um die Gabel neu zu beladen.

Doses Mutter brachte den Brokkoli aus der Küche. Eine zierliche, zuvorkommende Frau. Sie hatte sich extra die guten Ohringe angelegt.

Dose verkündete, dass er sich für die Wohnung beworben habe.

„Oh“, sagte seine Mutter. „Und du glaubst, das ist wirklich das Richtige?“

„Warum nicht?“ Doses Ton war trotzig.

„Die Wohnung ist bestimmt schön, aber ich weiß nicht, ob dich das glücklicher macht. Vielleicht wäre es besser, wenn du zu einem Psycho...“ Dose fiel ihr ins Wort. „Was soll mir denn ein Psychodoktor helfen?“ Er wurde lauter. Irgendwann schrie er. Dass er doch wohl am besten wisse, was ihm helfen würde. Dass es anders sei diesmal. Wirklich anders. Doses Mutter sah aus, als höre sie das nicht zum ersten Mal. Vorsichtig versuchte sie, dazwischen zu kommen. „Ich mache mir doch nur Sorgen...“ Aber Dose hatte sich längst in Rage geredet. Hilflos schaute seine Mutter zum Vater. Der schaute zu Maria Scharapowa.

Ich erinnere mich, wie verschämt sie dann zu mir blickte. Sie hatte sich darauf vorbereitet, einen guten Eindruck zu machen, hatte gekocht und den Tisch mit Blumen und Kerzen gedeckt, hatte sogar die Alben mit Doses Babyfotos daneben gelegt. Aber die Männer spielten nicht mit. Der eine schrie, der andere tat so, als wäre er nicht da. Sie versuchte, es mit Höflichkeit zu kompensieren: „Noch etwas Brokkoli vielleicht?“

Als ich das nächste Mal bei Dose war, saß er im Wohnzimmer auf der großen, grauen Couch und starrte die Wand an. Sie war jetzt weiß, etwas abgewetzt, ein paar Kleberreste hingen noch. Dose hatte es nicht abwarten können, es hatte ihn in den Fingern gejuckt. Er zündete sich eine Goldfield an, brach den Filter ab, wie er es immer machte. „Befreiend“, sagte er und nickte Richtung Wand. Dann stand er auf, setzte sich auf den Sessel gegenüber und blickte die Wand hinter der Couch an. Die war die alte geblieben. „Nee“, sagte er und wechselte wieder.

Ich war beeindruckt, was er alles angegangen hatte in den wenigen Wochen. Er drückte mir eine Liste in die Hände, auf der er alle kostenlosen Veranstaltungen notiert hatte, die im Sommer und Herbst in Berlin stattfanden. Er wollte überall hin. Leute kennenlernen. Hatte sich sogar T-Shirts bedrucken lassen. „Was nützt die Liebe in Gedanken?“, stand auf einem. „Sieht mich jemand?“, auf einem anderen. Man muss nun mal auffallen in dieser verfluchten Stadt der Singles.

„Weißt du, ich war heute am Teich hier in der Nähe“, sagte Dose. „Selbst der Reiher ist nicht mehr alleine. Der, der immer da ist, saß oben auf der Weide, und ein anderer kam dicht zu mir geflogen. Das muss doch ein Zeichen sein.“

Dann, eine Woche später, kam der Cluster-Kopfschmerz zurück. Dose litt schon länger an dieser Krankheit, aber in den letzten Jahren waren die Beschwerden weg gewesen. Nun kamen sie so stark zurück, als müssten sie gutmachen, was sie verpasst hatten. Dose blieb Wochen im Bett. Die Sauerstoffflasche rechts im Arm, links auf dem Nachttisch die Tabletten, Augen zu, Licht aus.

Als er irgendwann die Kraft aufbrachte, sich bis zum Briefkasten zu quälen, fand er darin die Absage für die Wohnung. Er brach zusammen. Ein paar Tage hörte ich nichts von ihm, was ungewöhnlich war. Dann kam eine Facebook-Nachricht, nachts um 4.06 Uhr:

Ich weiß nicht mehr weiter, ich will wirklich nur noch sterben. Ich hasse dieses sinnlose Drecksleben so dermaßen und weiß keinen anderen Rat mehr.

Machs gut

Dose

Ich las die Nachricht gegen acht Uhr morgens. Ich las sie ein zweites Mal. Dann ein drittes.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich schrieb ihm eine Mail, dass er sich bitte melden solle. Dose hatte kein Handy. Ich schrieb ihm bei Facebook, sah, dass er seit vier Uhr nicht mehr online gewesen war.

Machs gut. Warum Machs gut?

Ich rief den Notruf an, ein unfreundlicher Polizist verwies mich ans Bürgertelefon. Ich rief das Bürgertelefon an. Ein freundlicher Polizist regte sich über den unfreundlichen Kollegen auf. Wenn das kein Notfall sei, was dann? Ich entgegnete, dass ich mir ja selbst nicht sicher sei. Er bat mich, Doses Nachricht einmal vorzulesen, hielt kurz inne, fragte, ohne dass ich was gesagt hatte: „Schreibt er das sonst auch so: Machs gut?“

Plötzlich hatte ich Panik.

„Wir fahren hin“, meinte der Polizist.

Es dauerte 57 Minuten, bis mein Handy klingelte. Entwarnung. Sie sagten, sie hätten ihn in einer suizidalen Situation aufgefunden, aber es sei nicht zum Äußersten gekommen.

Eine Stunde später meldete sich Dose. Er schrieb eine Nachricht, in der er sich über irgendeinen Mann aufregte, der seine Fußballschals kaufen wollte, er schrieb das so, als hätte ich nicht gerade die Polizei zu ihm geschickt. Erst als ich nicht locker ließ, schrieb er, er sei doch eh zu feige dafür. Er glaube, er habe damit Frust ablassen wollen, aber die Menschen verstünden ja alles falsch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Meine nächste Mail war lang und wütend. Er müsse sich bewusst machen, was eine solche Nachricht auslöse. Welche Sorge. Was würde er denn bitte machen? Nicht die Polizei rufen? Und wenn dann doch etwas passierte?

Er brachte einen Porzellanelefanten zu unserem nächsten Treffen mit. „Ist doch dein Lieblingstier, oder? Du hast doch immer diese Kette mit dem Elefantenanhänger um.“

In den kommenden Monaten spielten wir viel Kniffel und sprachen viel über den Tod. Dose liebte Kniffel. Er erzählte, dass sein erster Selbstmordversuch vor vielen Jahren eine Kurzschlussreaktion auf einen Streit gewesen sei. Als er glaubte, den Tod bereits spüren zu können, packte ihn die Angst. Bloß nicht sterben. Er rief den Rettungswagen, lief blutend auf die Straße und sagte den Menschen, er habe sich am Fenster verletzt.

Als seine Eltern ihn später im Krankenhaus besuchten, fragte seine Mutter: „Was machst’n so ’ne Scheiße?“ Und Dose schämte sich so.

Er stand danach noch dreimal an der Schwelle. Einmal warf er einen Föhn in die Wanne und direkt wieder raus, er stand auf einem Hochhaus, konnte aber nicht springen, und das Mal, als ich die Polizei rief, da hatte er Tabak in einem Glas Wasser gelöst. Doch er trank nur einen Schluck.

„Weißt du“, sagte Dose, während er eine große Straße würfelte und ich den Kniffel strich, „nach dem ersten Mal mit den Pulsadern war die Lebenslust wieder da. Alles war plötzlich klar und einfach.“ Er zündete eine Zigarette an. Dann sagte er: „Ich weiß manchmal selbst nicht, ob ich nur wieder dieses Gefühl will oder wirklich sterben.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mein Email-Eingang entwickelte sich in dieser Zeit zu so etwas wie Doses digitalem Tagebuch. Jeden Tag erhielt ich eine minutiöse Beschreibung seines Alltags, mindestens eine DIN-A4-Seite lang. Er listete jede Kopfschmerzattacke auf, bewertete sie auf einer Schmerzskala von eins bis zehn. Er schickte Videos von Tieren, die ihn berührt hatten. Und Songs von Björk, die ihm Halt gaben.

Ich antwortete jeden vierten Tag.

Manchmal, wenn wir uns sahen, alle paar Wochen einmal, brachte ich ihm Broschüren von Psychologen oder Selbsthilfegruppen mit, ich schnitt Texte aus, in denen Menschen berichteten, wie schwer es für sie war, eine Therapie zu beginnen, und wie gut, als sie sich endlich darauf einließen. Er tat das alles ab, aber das war okay, ich wusste ja, dass er das nicht einfach annehmen würde, so war er. Ich hoffte, dass er irgendwann ankommen würde, um es mir als seine Idee zu verkaufen.

An anderen Tagen saß er kopfschüttelnd da und weinte. „Es liegt an mir. Ich bin ein totaler Versager“, sagte er dann oft.

Dann wieder schwieg er nur.

Erst im Winter kam sein Lächeln zurück. Er war zum Spielen vorbeigekommen, bei ihm war es zu kalt für ein Treffen, er hatte die Heizung letzten Monat nicht bezahlen können.

„Boah, ich muss dir was zeigen“, sagte Dose und holte seine Kamera raus. „Als ich aus der S-Bahn ausgestiegen bin und die wegfuhr, waren 20 Ratten in den Gleisen. Die liefen da rum und hatten ganz sauberes Fell. So was Schönes.“

„Dose, geht's dir etwa besser?“, fragte ich.

„Anders“, sagte er.

„Ist anders was Gutes?“

„Ja, ich sehe diese kleinen Sachen wieder. Und ich hatte ein Aha-Erlebnis. Aber leicht ist es noch nicht.“

Mit dem Aha-Erlebnis meinte er eine Begebenheit im Jobcenter. Sie hatten ihn mal wieder vorgeladen, weil er sich nicht für Jobs bewarb. Als er in das Zimmer kam, saß da eine neue Sachbearbeiterin. Er setzte sich hin und fing sofort an, sie mit Rechtfertigungen zu überschütten. Die Kopfschmerzen. Die Einsamkeit. Die Traurigkeit. Aber anders als andere verdrehte diese Frau nicht die Augen, sie schimpfte auch nicht oder drohte mit Kürzungen. Sie sagte nur: „Beruhigen Sie sich erstmal. Das macht doch alles nichts. Selbst wenn Sie in zwei Jahren noch keine Arbeit haben, ist das okay. Sie müssen sich jetzt erstmal um sich und ihre Gesundheit kümmern. Den Rest regele ich.“ Dose hätte sie am liebsten geküsst.

Auf dem Weg nach Hause kam er zufällig an einem Treffpunkt für psychisch kranke Menschen vorbei. Er ging hinein. Sie sagten ihm, bei ihnen gehe es nicht gleich darum, über Probleme zu reden. Wichtig sei, überhaupt das Haus zu verlassen und wieder etwas zu unternehmen. „So geil“, sagte Dose. Jeden Donnerstag sei um 13.30 Uhr Spieletreff, und später gebe es eine Gruppe „Kreatives Fotografieren.“ Er wollte jede Woche hin.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Eins noch: Ich dachte mir, wenn ich schon Teil dieser Gruppe von Verrückten bin, dann kann ich auch zu einem Psychologen gehen. Magst du vielleicht mitkommen?“

An einem eiskalten Wintermontag holte ich ihn ab. Es war neun Uhr morgens, Dose kam aus seinem Bad gestolpert. Er hatte seinen Ausgehpulli angezogen, einen mit Norwegermuster, der alle Tattoos verdeckte. „Wie sehe ich aus?“

„Bestens!“, sagte ich.

„Beängstigend?“

„Weniger als sonst.“

Er grinste, guckte auf die Uhr, neun Minuten noch. Er wollte einen guten Eindruck machen.

Das Wartezimmer der psychologischen Praxis war voll. Dose saß nach vorne gebeugt, Kopf auf den Händen, Arme auf den Knien. Er holte drei Din-A4-Blätter aus seiner Jackentasche, er hatte alle seine Probleme in eine Mindmap gepackt, es waren einfach zu viele, er hatte Angst, etwas zu vergessen. Wie er da saß, so verloren, wie er alles noch einmal durchging, als wäre er wieder in der Schule und müsse gleich ein Referat halten, wie er jedes Mal mit angsterfüllten Augen hochblickte, als eine Schwester das Wartezimmer betrat – er hatte etwas von einem kleinen Jungen. Ich legte meine Hand auf seine Schulter.

„Dose. Das wird schon.“

„Meinst du?“

„Ja!“

„Sicher?“

Dann wurde sein Name aufgerufen. Er ging in das Zimmer, das spärlich möbliert war: eine Liege, ein Stuhl, eine Packung Taschentücher griffbereit, eierschalenfarbene Gefühlsneutralität. Dose setzte sich erst auf die Liege, dann auf den Stuhl. Die Psychologin, Ende 30, braune Haare, lächelte freundlich. „Warum sind Sie denn hier?“

Dose fing seinen ersten Satz fünfmal an, seine Stimme überschlug sich, er holte seine Zettel raus, erklärte, er habe sich Stichpunkte gemacht, kriegte dann endlich die Kurve und fing an aufzulisten. Erst die Probleme, die Cluster-Kopfschmerzen, die Frau, die es nicht gibt, die Wohnung, die Selbstmordversuche, die Traurigkeit. Dann alles noch einmal chronologisch. Er redete so schnell, bald waren es 15 Minuten, und die Psychologin beugte sich schon nach vorne, bereit ihn zu unterbrechen, hätte er nur einen Moment innegehalten. Sie berührte sogar seinen Arm. Sah er das denn nicht? Es waren jetzt 30 Minuten.

Irgendwann nahm sie ihm die Zettel aus der Hand, atmete einmal tief durch und sagte: „Sie haben mir aber viele Probleme.“ Sofort könne sie da gar nichts machen. Sie schlug eine wöchentliche Therapie vor. Ende Januar werde ein Platz frei, dann solle er bitte wiederkommen.

„Ach, und noch eins: Sie müssen versuchen die Selbstmordgedanken positiv zu sehen. Es bedeutet etwas, dass sie noch nicht tot sind. Und zweitens ist dieser Gedan-

ke, dass es immer noch eine Möglichkeit gibt, auch eine Erleichterung, aus der man Kraft ziehen kann.“

In der S-Bahn nach Hause sagte Dose, er hätte schon viel früher kommen sollen. Als wir uns verabschiedeten, umarmte ich ihn, zum ersten Mal, ein bisschen aus Stolz, ich war mir sicher, dass er auf dem richtigen Weg war.

Es war das letzte Mal, dass wir uns sahen.

Ich war wenig da in den nächsten vier Monaten, aber was er mir schrieb, klang wunderbar. Nur noch selten schien es schlechte Tage zu geben.

Durch eine neue Kleinanzeige bei Ebay hatte er eine Frau aus Potsdam kennengelernt. Er sagte, sie sei vielleicht nicht die hübscheste, aber wenn er ihr etwas erzähle, dann verstehe sie ihn wie niemand sonst. Und er verstand sie.

Er war sich noch nicht sicher, ob es wirklich etwas werden würde, aber er hatte sie sogar mit in die Wohnung genommen, und trotzdem seien sie sich näher gekommen.

Er fand eine Arbeit als Gärtner auf einem Friedhof. Am 25. April fasste er mir seine ersten elf Tage dort zusammen. Im Großen und Ganzen gefiel es ihm sehr gut, nur die Sicherheitsschuhe hätten zu Beginn etwas gedrückt, aber das sei ja harmlos. Die Kollegen seien sehr nett zu ihm, die Luft tue seinen Kopfschmerzen gut, und während er das Laub harke, könne er Eichhörnchen, Vögel und Feuerwanzen beobachten.

Es war die letzte Nachricht, die er mir schrieb.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am 28. April 2015 lud Dose ein Video auf Facebook hoch. 3.48 Minuten. Es zeigt Bilder von ihm. Das letzte war ein Tattoo, das ich noch nicht kannte, ein Schriftzug: „Was nützt die Liebe in Gedanken.“ Drei Tage später, am 30. April 2015, nahm sich Dose das Leben.

Es dauerte, bis ich davon erfuhr. Ich wunderte mich nach ein paar Wochen, dass keine Nachrichten mehr kamen. Dann ging ich auf seine Seite, sah das Video und einige wenige R.I.P-Kommentare darunter. Alles, was ich später herausfand: Dose hatte in den Wochen zuvor seine Therapie wieder abgebrochen, die Frau und er hatten sich getrennt. Ich schrieb die Freunde an, die er noch auf Facebook hatte, aber keiner schien mehr zu wissen, keiner hatte in diesen letzten Tagen etwas von ihm gehört. Mit den meisten war der Kontakt schon lange eingeschlafen, und die wenigen, bei denen es nicht so war, wunderten sich: Er redete doch sonst immer über seine Gefühle. Und dann ging er einfach so, ohne einen Laut?

Irgendwann, vielleicht fünf Monate nach unserem ersten Treffen, fragte mich Dose, ob ich seine Geschichte überhaupt noch aufschreiben wolle. Ich sagte: „Ach, ich weiß nicht. Bei all dem Kuddelmuddel hier, was erzähle ich da? Du musst deinem Leben mal einen roten Faden geben, mein Lieber.“ Er lachte. Und sagte: „Eigentlich ist das doch was Schönes. Weil: Wir treffen uns halt trotzdem. Das ist nicht nur für einen Text.“

Er hatte recht. Es war schon sehr bald nicht mehr nur für einen Text. Ich weiß nicht, ob wir Freunde waren, mir scheint das etwas zu viel.

Es war ein paar Monate nach seinem Tod, als ich eine Maus durch eine Kneipentür entwischen sah und dachte: Das hätte Dose jetzt gefallen. Aber er konnte sie ja nicht mehr bemerken, sein Gesicht konnte nicht mehr sanft werden, nicht zuversichtlich, kein leises Lächeln mehr von ihm.

Weil er all das nicht mehr konnte, habe ich das in dem Moment für ihn übernommen.

Machs gut, lieber Dose.

Die Queen trägt Dynamit

Sie schmuggelt den Stoff, der das Meer zerbombt. JD ist ihr auf den Fersen.

Von Julia Amberger, REPORTAGEN, 01.01.2017

Am Abend, bevor sich alles entscheidet, fährt JD noch einmal zur Zentrale der Task-Force – einem zweistöckigen Neubau in der Metropole Dar es Salaam, Tansania, direkt am Meer. Die Sohlen seiner Flipflops klatschen auf dem Beton, als er die Treppe hinaufsteigt. Im kahlen Büro der Task-Force ist es stockdunkel. Die bodenlangen, goldfarbenen Vorhänge sind bereits zugezogen. In der Mitte stehen zwei Plastiktische mit jeweils einem Loch, das eigentlich für einen Sonnenschirm gedacht ist. Die Klimaanlage in der Ecke funktioniert nicht. Zum Schweißabtrocknen liegt ein Handtuch auf dem Tisch.

JD wirkt müde, aber seine Augen funkeln. Er greift nach dem Tuch und wischt sich über sein schütteres Haar und die Stirn mit den tiefen Falten. Er ist 56 Jahre alt, ein grauer Vollbart umwuchert seinen Mund. JD hat die Task-Force für Umweltverbrechen, das „Multi-Agency Task Team“, kurz: MATT, in den letzten Jahren aufgebaut. Jetzt steht der größte und gefährlichste Einsatz kurz bevor. Danach ist seine Beratermission beendet. Den ganzen Tag lang hat er mit seinem 8-köpfigen Team hier den Zugriff geplant. Über Plan B und C gebrütet – falls der Dealer den Undercover-Agenten enttarnt. Falls er ihn verschleppt. JD wühlt fahrig in den Taschen seiner Bermuda-Shorts, steckt sich eine Embassy King an und starrt ins Leere.

Johannes Dirk „JD“ Kotze, Polizist in Rente, ist einer der weltweit gefragtesten Kenner internationaler Fischkriminalitäts-Netzwerke. Die EU hat ihn als Berater engagiert, um das Fischen mit Bomben in Tansania zu beenden. Er könnte jetzt auch mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen zu Hause in Kapstadt, Südafrika, auf dem Sofa liegen und DVD schauen. Aber er will nicht, er kann nicht aufhören. Jahrelang kommandierte er die Elitetruppe „Scorpions“ im Westen von Kapstadt, bevor er auf

kriminelle Fischereiunternehmer angesetzt wurde. Drogendealer, Vergewaltiger, Mörder – das ist seine Welt. „Ich hasse Kriminelle“, sagt er. „Und ich liebe es, sie einzig und allein mit meinem Grips zu besiegen und ins Gefängnis zu stecken.“ Jetzt steht er vor einer neuen Herausforderung: Gelingt es ihm und der Task-Force morgen, die Sprengstoffschmuggler und –dealer festzusetzen und den Dynamitfischern so den Nachschub zu blockieren?

Die Gegner hat er in einem Baumdiagramm eingezeichnet und an die Wand gepinnt. Auf den beiden Blättern ganz oben prangen Fragezeichen. Unter das eine hat er „Jummane @ J4“ gekritzelt. Unter das andere: „Super Dealer Level 4: Ruben“. Darunter hängt noch ein Blatt mit einem Fragezeichen. „Queen: Suspected Super Dealer Level 3 or 4“. Die drei sind die zentralen Figuren in den Ermittlungen.

Was JD bis jetzt über die Verdächtigen weiß: Jummane Bakari Salum ist 36 Jahre alt und holt den industriellen Sprengstoff Explogel V6 aus den Bergen nach Dar es Salaam. Von dort aus beliefert er all die Straßendealer entlang der gesamten Küste Tansanias. Die verkaufen die Stangen einzeln an Fischer, die daraus Bomben für den Fischfang bauen und den Ozean, die Nahrungsquelle von mehr als 10 Millionen Tansaniern, zerstören.

Die „Queen“ ist den Polizisten schon einmal entkommen. Sie schmuggelt kistenweise Explogel in öffentlichen Bussen durchs Land. Ihre Mittelsmänner haben einem Undercover-Agenten insgesamt 160 Stangen verkauft. Den Sprengstoff vertickt auch sie eigentlich an Fischer – und nimmt ihnen dafür Thunfisch, Barsch und Sardinen ab. Sie hat ein Boot und Leute, die ausschließlich für sie arbeiten. Sie ist verheiratet mit einem gewissen „Ruben“. Sie stammt aus Tansania und lebt wie Jummane in Kunduchi, einem Vorort von Dar es Salaam. Alle paar Tage zieht sie um.

Ein dumpfer Knall, dann folgt eine Fontäne, die mitten aus Wasser spritzt. Man will sich das Ausmaß der Verwüstung, die diese Bomben im Meer anrichten, gar nicht vorstellen: Die Druckwelle verwandelt in einem Bruchteil einer Sekunde die leuchtend bunten Korallenriffe in graue Unterwasserwüsten. Sie zerstört die Fischeier und lässt die Luftblase aller Lebewesen in einem Umkreis von 5 bis 20 Metern platzen – je nachdem wie stark die Bombe ist, je nachdem wie viel Sprengstoff die Fischer in eine leere Plastikflasche gekippt haben, gemischt mit Dünger und Diesel. Die toten Fische

sinken auf den Grund. Dort sammeln die Bombenfischer sie ein. Eine Bombe tötet auf einen Schlag viel mehr Fische, als ein Netz fassen kann. Die wertvollsten Fische, die Thunfische, leben weit draußen auf dem Meer. Ihretwegen tauchen die Fischer sogar in eine Tiefe von bis zu 40 Metern, mit Taucherflaschen, die so marode sind, dass aus manchen von ihnen der Sauerstoff zischt, wenn man sie unachtsam abstellt.

Bombenfischer erkennt man meist daran, dass ihnen eine Hand oder ein Arm oder ein Bein fehlt, weil sie eine Bombe zu spät losgeworfen haben. Die meisten sind noch nicht einmal volljährig. Wie viele beim Fischen gestorben sind, weiß niemand genau.

Jummane, die Queen und ihre Gehilfen sind dafür verantwortlich, dass die Barsche und Brassen, die die Fischer in Tansania aus dem Wasser ziehen, viel kleiner sind als in den Nachbarländern. Die Fische haben hier keine Zeit zum Wachsen, das Meer wird leergefischt. Besonders an der Küste vor Dar es Salaam gibt es kaum noch etwas zu fangen. An manchen Vormittagen explodieren dort bis zu zehn Bomben pro Stunde. Jeder Vierte der knapp 50 Millionen Einwohner Tansanias lebt vom Fischfang. Und die Sprengstoffhändler und Dynamitfischer sind dabei, ihre Lebensgrundlage zu zerstören. Deshalb sind JD und die tansanische Task-Force hinter ihnen her.

Neben dem Baumdiagramm im Büro hängt eine Landkarte von Tansania. „Mit Bomben wird entlang der gesamten Küste gefischt“, sagt JD und fährt die Linie mit seinem Finger ab. Zunächst haben er und die Task-Force den Bösewicht unter den Fischern gesucht, sind mit einem Polizeiboot entlang der Küste patrouilliert, das Maschinengewehr unter dem Fahrersitz, damit die Fischer nicht auf die Idee kommen, ihnen die Bomben entgegenzuschleudern. „Aber die Fischer sind nur das Ende einer Kette von Verbrechen“, sagt er. „Um das Bombenfischen zu beenden, müssen wir die wahren Profiteure verhaften: die Sprengstoffdealer“.

Jeden Monat wird etwa eine Tonne Sprengstoff aus Sambia nach Tansania geschmuggelt. Das Land will Afrikas Nummer eins im Bergbau werden. Dazu braucht es das Explogel, den industriellen Sprengstoff aus Südafrika. Der staatliche Import kann den Bedarf aber längst nicht mehr decken. Daher machen Kriminelle mit dem illegalen Handel ein gutes Geschäft: Für eine Kiste Explogel zahlt man mit Lizenz 30 Euro. Auf dem Schwarzmarkt in Mererani, einer bitterarmen Stadt am Fuße des Kilimanjaro, kostet sie etwa das Doppelte. Wer aber richtig viel Geld verdienen will,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der macht es wie Jummane und die Queen und erschließt sich einen neuen Markt: Bis eine Kiste in Dar es Salaam ankommt und 16 Stunden lang bis zum Meer gekarrt wird, steigt ihr Preis auf 200 Euro.

Auch in Kenya explodieren immer wieder Bomben im Meer. Aber die Regierung hat das Problem in den Griff bekommen: Wer dort mit Sprengstoff erwischt wird, der wird wegen Terrorismus angeklagt und zu lebenslanger Haft verurteilt. So versucht das Land, der islamistischen Shabaab-Miliz die Versorgungswege zu kappen – und hat zugleich ein adäquates Mittel gegen das Dynamitfischen gefunden. In Tansania hat man den illegalen Sprengstoffhandel lange unterschätzt. Das Bergbau-Gesetz, das hier den Handel kontrolliert, stammt noch aus dem Jahr 1963: Bei illegalem Besitz sieht es eine Strafe von gerade einmal 2 Euro 50 vor – soviel kostet eine Stange Dynamit, aus der die Fischer zwei Bomben bauen. JD verzieht sein Gesicht. „Das ist doch lächerlich“, schimpft er.

Der Schweiß rinnt ihm die Schläfen hinunter. Er steht vor der Landkarte an der Wand und betrachtet einen rot eingekreisten Ort im Hinterland. Hier beginnt die Geschichte der Queen. Hier hat Anfang 2014 die Lokalpolizei eine Frau in einem öffentlichen Bus erwischt, mit fünf Kartons voll Sprengstoff. Die Polizisten haben die Frau der National Task-Force für Terrorismus übergeben. „Aber es gibt keine Vernehmungsprotokolle, nichts“, sagt JD und kratzt sich an der Stirn. „Das kommt bei dieser Task-Force nicht zum ersten Mal vor. Vermutlich hat sich die Frau freigekauft und steht nun unter deren Schutz.“

Kein Name, kein noch so winziges Detail darf den Kreis der acht MATT-Mitglieder verlassen. Still und heimlich müssen sie alle Informationen selbst sammeln und das Puzzle zusammensetzen. Ganz so, als agierten sie im Untergrund.

Deshalb bezieht die Task Force fast alle Informationen von Undercover-Agenten. JD schickte sie auf den Hauptumschlagsplatz für Sprengstoff in Mererani, er schleuste sie ein in die Bombenfischer-Clans entlang der Küste Tansanias. Überall hörten sie von einer Frau, die große Mengen an Sprengstoff schmuggle und besitze - einer Frau aus Kunduchi, einem Vorort von Dar es Salaam. Die Task-Force geht davon aus, dass sie die Frau aus dem Bus ist.

JD klopft auf den rot markierten Ort auf der Landkarte. „So kamen wir auf Kunduchi, den Ort, an dem alles zusammenläuft.“ Er schickte einen als Geschäftsmann getarnten Undercover-Agenten nach Kunduchi, um Sprengstoff zu kaufen - und um das Phantom aufzuspüren. Dort hörte er tatsächlich von einer Frau. Ihren Namen traute sich aber niemand auszusprechen. Der Agent trat mit ihren Mittelsmännern in Kontakt. Von nun an hing alles von ihm ab. Von seinem Verhandlungsgeschick, seinem Auftreten. Und von seiner Fähigkeit, die Angst vor den Dealern hinter einem selbstsicheren Lächeln zu verbergen.

An der Wand des Task-Force-Büros hängen Fotos der beiden Mittelsmänner: Der eine ist ein untersetzter, muskulöser Typ mit tiefliegenden Augen. Der andere ist groß und schlaksig, sein Gesicht ist markant. Auf dem Foto sitzt er an einem Holztisch in einer Bar und streckt sein Kinn nach vorne. Das offene Hemd, das er über einem Tank-Top trägt, legt seine nackte Schulter frei, ein breiter Ledergürtel steckt in seiner Jeans.

Die Mittelsmänner versicherten dem Undercover-Agenten, er bekomme so viel Sprengstoff, wie er wolle. Der Agent bestellte 10 Kartons. Dazu Zündschnur. Für rund 2500 Euro. Ein für Kunduchis Verhältnisse wohlhabender Geschäftsmann, zum Beispiel ein Kioskbetreiber, muss für so viel Geld mindestens zwei Jahre arbeiten. Über ihre Mittelsmänner ließ die Frau mitteilen, sie sei einverstanden. Die Task-Force bereitete sofort den Einsatz vor.

JD reibt seine Finger aneinander. „Während des Einsatzes wurde die Frau auf einmal nervös“, sagt er. Die Mittelsmänner kontrollierten das Geld des Undercover-Agenten. Sie riefen ihre Chefin an. „Aber plötzlich brach sie den Deal ab.“ Am Telefon sagte sie zu einem ihrer Männer, dass sie von Patrouillen gegen Bombenfischer gehört habe. „Nicht einmal mit 2500 Euro konnten wir sie in die Falle locken“, ärgert sich JD. Er atmet schwer, stützt sich an dem Plastiktisch ab und wischt sich mit dem Handtuch über die Stirn. Nach dem geplatzten Einsatz hat er zwei weitere Undercover-Agenten nach Kunduchi eingeschleust. Stück für Stück, Stange für Stange sollten Sie das Vertrauen der Mittelsmänner der Dealerin gewinnen. „Damals haben wir dieser Frau einen Namen gegeben“, sagt JD und fügt mit seiner vom Zigarettenrauch kratzigen Stimme hinzu: „Queen.“

In diesem Namen schwingt eine seltsame Faszination mit für eine Frau, die so kühn ist, fünf Kartons mit Sprengstoff quer durch Tansania zu schmuggeln. Der egal ist, dass sie das in einem Bus voller Menschen tut. Vor der sich ihre Nachbarn fürchten. Die wahrscheinlich von einer zwielichtigen Task-Force geschützt wird – und möglicherweise mit korrupten Politikern kooperiert.

Vor zwei Tagen fand der zweite große Deal statt. Vier Kisten Explogel. Plus Zündschnur. Für knapp 1000 Euro. Diesmal ging der Plan auf, ein Mittelsmann führte den Undercover-Agent direkt zu seinem Boss. Aber der Boss war keine Frau. Stattdessen wartete Jummane auf ihn – der Dealer, dessen Name jetzt in Handschrift an der Spitze des Baumdiagramms im Büro steht. Seither ist der Plan: Jummane muss geschnappt und nach allen Regeln der Kunst vernommen werden. Die Task-Force geht nun davon aus, dass er der Chef des Sprengstoff-Clans von Kunduchi ist und dass die Queen aus seinem Besitz verkauft.

Deshalb konzentriert sich der Großeinsatz auf Jummane: Morgen soll der Undercover-Agent fünf Säcke Dünger von ihm kaufen. Dieser Dünger explodiert bei Hitze und verstärkt so die Sprengkraft der Bomben. „Bei dem Deal verhaften wir alle drei“, sagt JD und klopft auf die drei Blätter mit den Fragezeichen: Den Superdealer Jummane. Die Queen. Und „Ruben“, den die Task Force für den Partner der Queen hält.

JD fährt zurück zu seiner Unterkunft, einer Ansammlung von Bungalows, die sich in einen Garten rund um eine Bar drängen. Jeden Freitag ist dort Party. Tansanische Oberschicht-Studentinnen in Cocktailkleidern mischen sich unter die ausländischen Botschafts- und Firmenmitarbeiter, die von Prostituierten auf High-Heels umgarnt werden. JD trinkt ein paar Bier und Tequila und legt sich dann mit Ohrenstöpseln ins Bett. Heute Abend trifft er hier den Kommandeur der Task-Force, Juma Mhada Said.

Juma Mhada Said, 35 Jahre alt, parkt seinen Jeep rückwärts zwischen zwei Palmen ein, Hiphop-Beats wummern im Wageninneren, die Scheiben des Jeeps sind verdunkelt und in mit Leopardmuster verzierte Schutzbleche eingefasst, sie vibrieren im Takt. Juma stellt den Motor ab und geht hinüber zur Bar. Er hat kurzes Haar und ist nicht besonders groß. Normalerweise trägt er Hemden, doch diesmal hat

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

er ein T-Shirt angezogen, es ist frisch gebügelt. Seine Brustmuskeln zeichnen sich darunter ab. Juma trinkt keinen Alkohol - er bestellt Mineralwasser.

Juma steht vor einer Riesenaufgabe: Er ist der Jäger, er kommandiert die Task-Force MATT. Obwohl er auf Gangster-Rap und Leopardenmuster steht, wirkt er beinahe zu sanftmütig für einen Polizisten. Sein Lächeln ist so smart, dass man ihn für einen Telenovela-Darsteller halten könnte. Doch wenn er über Jummane und die Queen spricht, werden seine sanften Augen kalt und verlieren ihren Glanz. Warum sollte er versuchen, seine Gegner zu verstehen? Das sind Kriminelle und aus!, sagt er. Er sieht es genau wie JD, den er nur „Gaga“ nennt, Bruder: Jeder hat doch sein Leben selbst in der Hand, auch die Verbrecher. „Ich hätte auch Bomben ins Meer werfen und schnelles Geld verdienen können. Ich habe stattdessen lieber studiert.“ So eifrig, dass er drei Dienstgrade übersprungen hat und jetzt bereits an der Offiziersschule trainiert. Juma brennt für seinen Job, aber nicht, weil er hofft, eine steile Karriere hinzulegen. Allein der Glaube an seinen Staat und der Kampf gegen jene, die dessen Gesetze missachten, treiben ihn an.

Morgen wollen JD, Juma und die Task-Force endlich zugreifen. Dazu bekommen sie Verstärkung von der Polizei. Der bedeutendste Einsatz, den die Task-Force je hatte, ein Großeinsatz, steht kurz bevor. Wird es ihr gelingen, die drei Dealer festzunehmen und endlich aufzudecken, wer die Queen ist?

Am nächsten Morgen türmen sich dunkle Regenwolken am Himmel. Bevor er losgefahren ist, hat JD dem Undercover-Agenten, der mit Jummane verhandeln soll, ein Handy in den Rucksack gesteckt. Darüber kann er ihn jetzt orten. Er fährt in den Hinterhof des Polizeipostens von Oyster Bay, der für Kunduchi zuständig ist. Hier soll sein Team die versprochene Verstärkung bekommen. Doch der Platz, etwa 50 mal 50 Meter, ist wie leergefegt bis auf ein paar Motorräder und Autowracks. In der Mitte steht ein weißer Bus. Die Frontscheibe ist zersplittert, das Nummernschild zerquetscht. Ganz hinten, unter zwei Bäumen, lungern die 30 Polizisten auf Plastikstühlen zwischen ausrangierten Bürotischen. Die Hälfte von ihnen hat sich in eine khakifarbene Uniform gepresst. Die anderen tragen Jeans und T-Shirt. JD marschiert stramm auf sie zu. Die Männer erheben sich schwerfällig, schwingen sich ihre Maschinengewehre um die Schultern und stellen sich in drei Reihen auf.

„Ich bin auch Polizist, wie ihr“, sagt JD und streckt seinen Rücken durch. „Ich bin kein *mzungu*, kein Weißer aus dem Norden. Ich bin in Afrika geboren und aufgewachsen. Ich arbeite als Berater für die Task-Force MATT gegen Umweltverbrechen. Was wir heute machen und was die MATT macht, ist für eure Zukunft und für eure Kinder, für euer Land. Der Typ, den wir heute gefangen nehmen wollen, zerstört die Welt, in der ihr lebt.“ JD atmet tief durch, sein Körper wirkt steif, so angespannt ist er. „Ich arbeite seit fünf Jahren in Tansania. Ich liebe euer Land. Und ich sage euch eins: Wir müssen das heute verdammt ernst nehmen. Jummane ist nicht der einzige Kriminelle in diesem Vorort. Wir geben ihnen keinen Grund, über uns zu lachen, habt ihr verstanden?“ Er wischt sich den Schweiß von der Stirn, dann haucht er: „*Asante*, Danke.“

Wenn er diesen Einsatz vermässelt, war alles umsonst: all die Details, die die Task-Force in den letzten Monaten zusammengetragen hat. Die Gefahren, die die Undercover-Agenten dabei eingegangen sind. Knapp 1000 Euro haben die Ermittler Jummane und der Queen bereits für Sprengstoff bezahlt – wenn sie sie jetzt nicht erwischen, kurbeln sie den illegalen Handel damit auch noch an. Und dann ist wohl auch die letzte Gelegenheit verstrichen, um das Geheimnis der mysteriösen Queen zu lüften.

Der Einsatz beginnt. Nach der Ansprache steuert JD seinen Jeep durch den Vormittagsstau in Richtung Kunduchi, vorbei an knallbunt gestrichenen Buden und Schaufenstern, in denen Rinds- und Lammkeulen baumeln. Er ignoriert die Straßenverkäufer mit ihren Haarkämmen, Bananenbündeln und Postern, die sie ihm entgegenstrecken. Er trommelt mit den Fingern auf das Steuerrad, seine Augen sind hellwach. Er wartet darauf, dass er eine Meldung von seinen Leuten bekommt. Er wühlt im Handschuhfach nach seiner Zigarettenschachtel, zieht eine Kippe raus und steckt sie an.

Sein Handy klingelt. „Ja, Gaga, Bruder, was ist los?.... Du brauchst ein Foto von Jummane? Er ist der fette Typ. Nehmt einfach den fetten Typen fest.“ Er legt auf und lässt sein Smartphone ins Handschuhfach gleiten. „Die Queen ist eine richtige Geschäftsfrau. Sie weiß genau, was sie tut“, sagt er und klopft mit seiner Hand an den Fensterrahmen. „Sie ist nicht nur Jummanes Transport-Esel. Sie ist das Alpha-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Weibchen, das im Hintergrund die Fäden zieht. Sie hat auch Freunde, die in der Regierung sitzen.“ Er streckt seinen Kopf in den Fahrtwind hinaus und fügt nach einer Pause hinzu: „Keine Stadt in Tansania ist gefährlicher als Mererani, wo die Queen den Sprengstoff kauft. Nirgendwo tummeln sich mehr Prostituierte, Drogendealer und HIV-Infizierte. Wer auf diesem Pflaster als Frau illegal Sprengstoff kauft, braucht einen besonders feinen Instinkt.“

JD greift wieder nach seinem Smartphone und beobachtet den roten Punkt auf der Landkarte. Er bewegt sich nicht mehr - der Undercover-Agent ist am Tatort angekommen. Zwei Task-Force-Mitglieder in Zivil observieren ihn dort in unmittelbarer Nähe. Die 30 Polizisten aus Oyster Bay harren mit ihren Maschinengewehren am Ortsrand bis zum Befehl zur Festnahme aus. Und Juma, der Kommandeur der Task-Force, kurvt in seinem Jeep durch Kunduchi und hält JD auf dem Laufenden. Da klingelt das Telefon wieder, Juma ist dran. „Gaga! Der Mittelsmann ist da, aber Jummane nicht? O. k. Und der Mittelsmann sagt, dass die Lieferung kommt?“ JD hält die Luft an. Er atmet langsam aus. „Wenn wir nichts anderes tun können, Bruder, dann verhaften wir den Mittelsmann und er muss uns zu Jummane und zur Queen bringen. Aber überstürze nichts, warte lieber ab und schau, was passiert.“ Er legt auf.

Vermutet Jummane eine Falle – wie damals die Queen? JD zupft an seinem Vollbart, blickt ins Leere. „Er ist eigentlich nicht der übervorsichtige Typ. Jummane ist gierig“, sagt er. Dann fährt er sich mit der Hand über den Kopf. Das letzte Mal war der Deal in drei Minuten erledigt. Deals passieren blitzschnell oder extrem langsam. Wer weiß, wie lange er den Undercover-Agenten diesmal warten lassen wird. Eine Stunde? Fünf Stunden? JD starrt während des Fahrens immer wieder auf das Smartphone, dann tritt er abrupt auf die Bremse und steuert an den Straßenrand: Jetzt ist er da, der heikelste Moment des Einsatzes. Der Punkt auf der Landkarte, der Undercover-Agent, bewegt sich plötzlich. Kommandeur Juma schreibt: „Fuck! Wir haben seine Spur verloren.“

„Man kann noch so lange im Voraus planen - wenn es so weit ist, kommt doch alles anders“, sagt JD, seine Lunge rasselt. Juma ist der Kommandeur vor Ort. Von ihm hängt nun alles ab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Draußen flimmert der Asphalt in der Hitze. Tuk-Tuks und bunt bemalte Busse knattern vorbei und blasen schwarzen Abgasqualm auf die Straße. Aber hier im Auto herrscht konzentrierte Ruhe. Bis plötzlich wieder das Telefon klingelt. „Gaga, Bruder. Ihr habt ihn?“, JDs Stimme klingt auf einmal schrill. „Ihr habt Jummane? Ich komme, Bruder, ich komme“, ruft er und legt auf. „Gefangeeeeeen“, jubelt JD, leckt sich über die Lippen und tritt aufs Gas. An der nächsten Abzweigung reißt er das Steuerrad herum, die Reifen quietschen.

Der Deal sollte inmitten einer Ansammlung von Wellblechhütten zwischen Bananenstauden über die Bühne gehen. Etwa 50 Menschen drängeln sich um den Jeep des Undercover-Agenten, Frauen, viele mit Kind auf dem Arm, beobachten die Menschenmenge aus sicherer Entfernung. Aus dem Kofferraum des Jeeps streckt sich Jummanes Hintern der Menschenmenge entgegen. Bäuchlings, die Hände auf dem Rücken gefesselt, liegt er auf den konfiszierten Düngersäcken.

JD zieht Jummane am Genick aus dem Auto – einen gedrungenen Mann, der nur so von Muskeln strotzt. Doch jetzt hält er den Kopf gesenkt, sein Unterhemd ist mit Erde beschmiert. Kommandeur Juma, der nebenan steht, die Arme in die Hüften stemmt und ins Leere blickt, hat ihn gefasst. Er war der erste, der die Spur des Undercover-Agenten wiederfand. Von den bewaffneten Polizisten war weit und breit keine Spur – also hat er sich selbst auf den etwa 20 Kilogramm schwereren Dealer gestürzt und ihn überwältigt. JD schubst den Dealer in ein Polizeiauto. Die Queen hat sich auch diesmal niemandem gezeigt. Jetzt hängt alles von dem Verhör ab: Gelingt es JD, den Dealer zu brechen und ihm die Namen der Queen und seiner Verbündeten zu entlocken?

Das 10-Quadratmeter-Büro des Polizeipostens von Oyster Bay ist in einem erbärmlichen Zustand: Die Platte des Plastikschreibtischs, hinter dem JD sitzt, ist verkratzt. Das Regal in der Ecke biegt sich unter der Last der Akten. Um die Hitze auszusperren, hat jemand ein Tuch vor das vergitterte Fenster gehängt. Trotzdem ist es so schwül, dass Jummanes Poloshirt an seinem Körper klebt wie ein Badeanzug. Der Dealer bäumt sich vor JD auf und schmolzt. Acht Polizisten umzingeln die beiden, den Jäger und seine Beute, die sich anstarren wie zwei Raubtiere, kurz davor sich zu zerfleischen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

JD fletscht die Zähne, sein silbergrauer Vollbart bebt. Jede seiner Fragen kann die monatelange Ermittlung mit Erfolg krönen. Kommt dagegen nichts heraus, hat er ein Riesenproblem. „Hör mir gut zu Freundchen!“, brüllt er auf Englisch, überzeugt davon, dass ihn der Dealer versteht, und spreizt seine Ellbogen. „*You are fucked*. Es tut mir leid für dich, aber du bist am Arsch. Wir haben genug Beweise, um dich ins Gefängnis zu stecken - hier“, er zieht einen USB-Stick aus seiner mit Erde verschmutzten Hose und hält ihn Jummane unter die Nase. Jummane verschränkt die Arme vor seinem Oberkörper. Den Stick ignoriert er. JD zieht die Augenbrauen hoch, Schweißperlen tropfen von seinen Stirnfalten. „Wir haben dich überall beobachtet! Wir haben dich gefilmt!“, brüllt er und fuchtelt mit dem Stick vor Jummanes Augen. „Darauf haben wir alle Videos gespeichert!“ Dann knallt er den Stick mit voller Wucht auf den Tisch und schiebt sein Kinn nach vorne. „Und deshalb sind wir hier, mein Freund.“

Die Klapptüre knarrt und quietscht, als sich ein weiterer Polizist in das Büro quetscht. Da flieht Jummanes Blick kurz zur Türe. JD grinst zufrieden, seine Show zeigt Wirkung, jetzt hat er Jummane in der Hand, jetzt geht es zur Sache. „Mach es dir einfach, Jummane“, säuselt er und lächelt seine Beute an. „Letztes Jahr hat die Polizei fünf Kisten Explogel in einem öffentlichen Bus gefunden. Wie heißt die Frau, die den Sprengstoff für dich transportiert hat?“ JD will, dass Jummane die Queen verrät. Doch der runzelt die Augenbrauen, legt den Kopf schief und winkt einen Übersetzer herbei. Der flüstert ihm etwas auf Swahili ins Ohr.

„Wir sind keine Idioten hier“, tobt JD, springt auf und streckt ihm seinen Zeigefinger entgegen. „DU hast die Kisten in Mererani gekauft!“, brüllt er. „Die Frau hat die Stangen aus den Kisten herausgenommen und in Plastiktüten verpackt. Sie hat sie in Kartons gesteckt. Es ist verboten und übrigens – lebensgefährlich, Sprengstoff in einem Bus durch die Gegend zu karren.“ Langsam gleitet JD zurück in den Stuhl, ohne Jummane auch nur eine Millisekunde aus den Augen zu lassen. Er spricht jetzt leise. „Ich weiß, wo in Mererani du die Kisten gekauft hast. Ich habe dich sehr lange observiert.“ Plötzlich drischt er mit der flachen Hand auf den Tisch und brüllt: „Ich weiß mehr über dich als du selbst.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Da zuckt Jummane zusammen. Immer noch runzelt er seine Stirn, tiefe Furchen ziehen sich von seinen Nasenflügeln zu den geschürzten Lippen. Aber seine Pupillen weiten sich jetzt vor Angst. Seine Schultern zittern. Seine Augen fliehen in alle Richtungen.

„*You are fucked*“, brüllt JD. „Ich kann jedes klitzekleine Detail beweisen. Also sprich!“ Jummane japst nach Luft, sein Brustkorb hebt und senkt sich. „Verrate mir den Namen der Frau. Dann kannst du verhindern, dass Menschenleben und der Ozean weiter zerstört werden. Und ich kann dir helfen. Aber wenn du das nicht tust“, JD streckt ihm den Zeigefinger entgegen und senkt seine Stimme. „Dann gehst du ins Gefängnis. Und zwar für eine sehr, sehr lange Zeit, mein Freund.“

Eine gute halbe Stunde später hat JD den Dealer besiegt. Jummane liegt am Boden, stützt sich auf einem Ellenbogen ab und starrt ins Leere. Seine Augen sind halb geschlossen. Den Namen der Queen hat er zwar nicht verraten, aber die Task-Force hat nun genug Beweise, um zumindest Jummane hinter Gitter zu bringen. JD hat sein Siegerlächeln aufgesetzt. Er besorgt dem Dealer eine Cola, streckt ihm die kalte Flasche hin und gibt ihm einen Klapps auf den Rücken.

Einige Tage nach dem Verhör. JD lehnt auf der Rückbank eines Taxis und lächelt, der lauwarne Nachtwind pfeift durch sein schütteres Haar. Er fährt zur Offiziersschule zu Juma, um sich von ihm zu verabschieden. Sein letzter Tag als Berater der Task-Force geht zu Ende. JD hatte einen Vertrag, der nur bis zu einem bestimmten Datum ging – ob die Queen bis dahin gefasst ist oder nicht, spielte da keine Rolle. Er hat die Task-Force beraten, jetzt müssen die Polizisten allein weitermachen.

Dass die Queen noch nicht gefasst ist, ärgert ihn: „Wir kriegen die schon noch“, da ist er sicher.

Draußen leuchten knallbunte Werbeplakate gegen die Dunkelheit an. Darunter drängeln sich Menschen um Fast-Food-Buden, der Rauch der Hähnchengrills beißt in der Nase. Um drei Uhr nachmittags hat JD angefangen, den Plastikkanister mit selbstgewürztem Tomatensaft zu leeren, den er aus Südafrika mitgenommen hat, dazu die Flasche Wodka, die der Barmann seiner Unterkunft während jeder Mission für ihn

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bunkert. Bloody Mary ist sein Lieblingsdrink. „Ich bin jetzt bloody happy“, sagt er. Denn jetzt ist es 20 Uhr und gleich wird er seinen „Bruder“ treffen. Sein Oberkörper kippt immer wieder zur Seite weg, so betrunken ist er.

Die Arbeit der Task-Force hat den hiesigen Polizei-Inspekteur beeindruckt: Er wird das Personal aufstocken, dann arbeiten auch Teams am Elfenbein- und Tierschmuggel sowie am Fischfang in internationalen Gewässern. Aber die Polizisten haben nicht einmal Überwachungskameras! Es geht schleppend voran.

JD hat sehr darauf gehofft, dass sein Vertrag verlängert wird, er hat sich in den letzten Tagen mit Geldgebern aus der EU-Delegation und diversen Landesvertretungen getroffen, aber es gab keine konkreten Zusagen. Dass JD nun „bloody betrunken“ ist, könnte auch daran liegen, dass er gern weitermachen würde als Berater der Task-Force, aber nicht darf. Und alles nur wegen ein paar bürokratischer EU-Regeln. Juma hat sogar versucht, mit den EU-Leuten zu reden. „Ihr solltet eure Regeln ändern“, hat er zu ihnen gesagt. „Mit Reden löst man so ein Problem nicht!“

Die Offiziersschule, an der Juma gerade studiert, liegt an einer dreispurigen Hauptstraße. Der Taxifahrer hält neben dem Straßengraben. Als JD seinen „Gaga“, seinen Bruder, im Licht der Scheinwerfer erkennt, springt er nach draußen und drückt ihn an seinen mächtigen Körper. Er umfasst Jumas Kopf mit beiden Pranken und beugt sich nach unten, Juma legt seine Hände um JDs Ohren. Sie pressen ihre Stirn aneinander. So verharren sie, die zwei Jäger, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, während Taxis und Autos an ihnen vorbei durch die Nacht knattern. Der gewiefte, schamlose JD. Und der smarte Juma.

Juma muss die Offiziersschule abschließen, die Task-Force-Mitglieder haben sich Urlaub genommen. Es wird noch eine Weile dauern, bis sie weiter ermitteln werden. Juma weiß inzwischen, dass der Dealer Jummane ganz in der Nähe des Tatorts wohnt. Dass sein Haus bunt gestrichen ist und umgeben von einer hohen Steinmauer. Juma war dort. Er hat gesehen, dass Jummane nicht nur eine Frau, sondern auch eine Haushälterin hat, die die Blumen in seinem Garten pflegt. Und er hat erfahren, dass der Dealer eine junge Geliebte hat, Ende 20, mit der er ein Ferienhaus am Meer gebaut hat. Juma weiß inzwischen auch, dass die junge Geliebte

die Frau ist, die die Task-Force seit Monaten sucht: die Queen. Aber er weiß nicht, wo sie ist.

„Wir müssen die Queen finden“, sagt Juma. ‚Task Force überwältigt Superdealer von Kunduchi‘ – das ist zwar eine Schlagzeile, mit der man die Regierung und die EU-Beamten beeindrucken kann. Aber der Dealer wird schnell ersetzt werden. Die Queen ist die zentrale Figur in diesem Spiel. Sie war es immer, Jummane war nur ein Bauernopfer.

Im Büro der Task-Force hat sich in den letzten Tagen einiges verändert: An der Wand kleben Fotos von den konfiszierten Düngersäcken. Im Baumdiagramm fehlt der Zettel mit dem Namen „Ruben“ - der Mann, den die Polizisten zuvor für den Partner der Queen hielten. Stattdessen ist dort jetzt eine direkte Verbindungslinie von Jummane zur Queen zu sehen. Über dem Namen Jummane klebt ein Foto, das ihn während des Verhörs zeigt. Zu jedem einzelnen Dealer gibt es jetzt ein Gesicht. Nur zur Queen nicht. Über ihrem Namen hängt immer noch das Din-A4-Blatt mit dem großen, schwarzen Fragezeichen.

Und Adem nahm den Gürtel

Er hat seinen Sohn verprügelt, immer wieder. Wie kann ein Mensch mit dieser Schuld leben?

Von Sonja Hartwig, DIE ZEIT, 07.09.2017

Er redet darüber, klar, warum auch nicht, er versteckt nichts. Er muss damit leben, ein Leben lang. Ich steh dazu, sagt er. Würde es nur um ihn gehen, dann würde hier auch sein Name stehen, sein wahrer, es geht aber nicht nur um ihn, daher hat er sich einen anderen ausgesucht: Adem. Es geht auch um Adems Frau, die ehemalige, die Tochter, den Sohn, ja, vor allem den Sohn.

Ich rede, sagt Adem, öffnet seine Faust, spreizt die Finger, Fingerkuppen auf der Tischplatte, und wenn ich davon rede, wenn ich daran denke, dann denke ich, hätte ich mir mal lieber die Hand abgehackt, sagt er, schweigt, und die Fingerkuppen schlagen auf den Tisch, immer schneller. Irgendwann verliert man die Kontrolle, dann verpasst man eine Ohrfeige, sagt er. Eine Ohrfeige, mit der Hand einfach, das war nicht von schlechten Eltern, die hat schon gescheppert.

Erschrakst du dabei über dich selbst, Adem?

Ach nee, ich hatte einfach so eine Wut im Bauch. Die musste raus.

Bevor es losging, habe er ja ermahnt, verbal: Tu es nicht, sagte ich, zweimal, dreimal, dann hat es geknallt. Erst eine Ohrfeige, dann zwei, dann dachte ich, Ohrfeigen allein tun ihm nicht genug weh, und Ohrfeigen tun mir ja auch weh, ich nahm den Hausschuh und schlug zu.

Dass er mal die Tochter geschlagen hat, daran kann er sich nicht erinnern. Sie sagte: Ja, ein Mal. Soll sie recht haben, vielleicht hab ich das gemacht, sagt Adem,

warum, weiß ich nicht. Aber den Jungen, den hab ich verprügelt, ja, regelrecht verprügelt.

Welche Körperstelle?

Hände, Füße, Bauch, alles. Alles, was mir ..., sagt Adem und bricht den Satz ab, nun tut es mir natürlich widerlich weh. Aber ich hab das gemacht. Einmal mit dem Gürtel. Mit der Schnalle.

Wie lange?

Eine Minute locker, wenn nicht länger, ich weiß es nicht. Er war im Bett in der Ecke, konnte nicht flüchten, ich schlug zu. Meine Tochter saß am Rand, schaute zu und brüllte nur.

Was hat dich gestoppt?

Dass ich selbst müde geworden bin. Ich konnte nicht mehr, das war ja anstrengend, ich konnte nicht mehr, hätte ich gekonnt, ich hätte eine halbe Stunde, den ganzen Tag nur zuschlagen können. In dem Moment hätte ich ihn umbringen können. Er war ein armes Schwein, und ich war das Schwein, das schlug.

Adem sagt: Ich bin der Täter. Was ich für Gründe hatte, interessiert das Opfer nicht. Das Opfer, meinen Jungen, hab ich misshandelt. Man hätte mich auch in den Knast stecken können.

Adem, das Schwein, ordentlich gekleidet, Hemd, Pullover, sitzt beim Italiener, auf dem Tisch sein Handy, das er ab und an nimmt, seine Brille randlos.

Adem, das Schwein, geboren am Schwarzen Meer, 1960.

Sein Vater, sagt Adem, war so: Die Kinder umarmen? War ihm unangenehm, am Feiertag mal einen Handkuss, rechts, links, mehr nicht.

Seine Mutter, sagt Adem, war so: Hätte der Arzt gesagt, Ihr Kind ist krank, aber es wird gesund, wenn Sie aus dem Fenster im fünften Stock springen, sie hätte das gemacht. Es war eine unheimliche, übertriebene Liebe, grenzenlos, sie umarmte, sie küsste. Das gab es, und das andere gab es auch, es gab nur Extreme, Schwarz und Weiß, denn unzufrieden war sie, sie sagte immer: Ach, wär ich doch als Mann auf die Welt gekommen, dann hätte ich nicht so früh heiraten müssen, nicht so früh Kinder

kriegen müssen, lernen können. Immer hat sie gehadert, Schicksal hier, Schicksal da, die Familie war schuld.

Dabei war er, Adem, ja so pflegeleicht, machte nichts, worüber sie sich beschweren konnte. Adem wusch seine Socken in der Spüle, damit sie nicht riechen, und die Mutter sagte: Adem ist so sauber. Sie war stolz, sagt Adem, und ich war stolz, weil sie mich lobte. Adem lügt nie, sagte sie. Adem sagt immer die Wahrheit, Adem ist fleißig und brav, immer brav.

Diese Sätze prägten mich, mehr als alles andere, sagt Adem.

Und so ruhig, dein kleiner Sohn, so süß, sagten die Frauen, die mit ihnen um den Tisch saßen, wenn sie bei jemandem zu Besuch waren. Und immer wenn Adem sich bewegte, bohrte die Mutter unter dem Tisch ihre Finger in Adems Oberschenkel, zog die Haut hoch und drehte sie um. Adem lehnte sich zurück, wie eine Mumie, keinen Schmerz zeigen, kein Aaaaah, kein Brüllen, nur freundlich lächeln, eine freundliche Mumie. So brav, dein Sohn, der Adem, der Adem ist immer brav.

Das schönste Erlebnis in meiner Kindheit, da muss ich mal schwer nachdenken, sagt Adem und lacht, und dann fällt ihm dieser Abend ein: Wir lebten noch in Ankara, ich spielte mit meinem Bruder, meiner Schwester und den Nachbarskindern Verstecken und danach ein Spiel, wo sie mich fangen mussten, und sie kriegten mich nicht. Ich war der Jüngste, aber sie kriegten mich nicht, es war ein lauer Sommerabend, ich erinnere mich gut, ich hab mich so gefreut, die kriegten mich nicht.

In diesem Garten, in dem er sich versteckte, wartete er ein paar Vormittage lang zusammen mit seiner Schwester, sieben muss Adem da gewesen sein. Sie warteten auf den Briefträger, und als er um die Ecke bog, schrien sie wie am Spieß.

Würde ich ein Buch über mich schreiben, sagt Adem, würde es mit dieser Szene anfangen.

Warum mit dieser Szene?

Weil es die Wende war. Der Briefträger brachte uns die Tickets, um wegzufahren, mein Vater hatte sie uns geschickt. Ich wusste nicht, was weg war, aber weg war gut. Ein paar Tage später fahren wir dann weg. Weg war *Almanya*.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was wusstest du über Deutschland?

Nichts.

Habt ihr darüber geredet?

Nein, nie.

Was hast du dir vorgestellt?

Ich hatte keine Vorstellung, es hieß nur *Almanya, Almanya*, ich wusste nicht, was das ist, ist das ein Ball, ein Spielzeug? Zumindest ist es irgendwo weit weg. Wir fuhren mit dem Zug nach München, dann kann ich mich an keinen schönen Tag mehr erinnern. Ich war das Ausländerkind, von unangenehmen Tagen kann ich viel erzählen, nur Elfi, die war schön. Elfi, die war in meiner Klasse, Grundschule, in die war ich verliebt. Lange blonde Haare, keine Locken, die war einfach himmlisch. Elfis Familie hatte einen Audi, daher dachte ich als Kind immer, ich fahr auch mal einen Audi.

Habt ihr miteinander gesprochen?

Kein Wort, aber wir hatten den gleichen Heimweg von der Schule, ich bin mit dem Fahrrad ganz schnell an ihr vorbei, noch mal an ihr vorbei, noch mal an ihr vorbei.

Hast du dich nicht getraut?

Natürlich nicht, mein Deutsch! Ich wurde ja immer ausgelacht. Die erste Zeit hab ich gar nicht gesprochen.

Weil er kein Deutsch konnte, wiederholte er die Klasse. Sein neuer Klassenlehrer war Herr Reimann, Herr Reimann gab in Mathe Hausaufgaben auf, und Adem schrieb das ganze Heft voll. Wenn man etwas gut gemacht hatte, durfte man sich bei Herrn Reimann im Aufgabenheft selbst eine Eins mit Dach notieren. Ein Wochenende lang, sagt Adem, hab ich nur Aufgaben gelöst, eine Zahl durch die andere geteilt, und am Montag zeigte ich es Herrn Reimann, und Herr Reimann sagte: Adem, du darfst dir fünfzig Einsen mit Dach und Sternchen aufschreiben. Und zu den anderen: Nehmt euch ein Beispiel an Adem.

Mit zehn kaufte ich mir ein Grammatikbuch, das war so dick, er spreizt Daumen und Zeigefinger ein paar Zentimeter auseinander, doch so richtig verstand ich die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Grammatik erst in der Neunten, als ich mit Latein anfang. Er rattert herunter: *eram, eras, erat, eramus* ... Ich war, du warst, er, sie, es war, wir waren ... Der Lehrer sagte: Wenn ihr nachts um zwei aufwacht, müsst ihr das können. Der Lehrer sagte das, und Adem konnte es. Noch immer kann er das: *eram, eras, erat* ...

Ich wollte zeigen: Ich kann es genauso gut wie ihr, wenn nicht sogar besser.

Adem, wann warst du stolz in deinem Leben?

Da gibt's nicht viel zu überlegen. Stolz war ich 81 – Abitur.

Adem studierte Chemie, vieles andere fand er albern. In der Chemie gibt es Regeln, und es gibt Reaktionen, man kann das Leben erklären, sagt er, das hat mich fasziniert.

Stolz war ich 95 – Dokortitel.

Stolz war ich, als ich geheiratet habe. Doch dass ich geheiratet habe, war einer der dümmsten Fehler, die ich machte, sagt Adem. Mit dieser Heirat zerstörte ich mein Leben, und ihr Leben auch. Wahrscheinlich hätte sie besser irgend so einen Ochsen heiraten sollen. Mit dieser Heirat ruinierte ich alles.

Das mit der Heirat, sagt Adem, war so: Er, Anfang zwanzig, noch Student, wollte nicht heiraten. Ferien in der Türkei, wo seine Familie wieder lebte, und dann fragten alle: Wann heiratest du denn? Adem, sagte seine Mutter, da gibt es eine Frau, Hülya, aus einer tollen Familie, die wäre was für dich. Dein Bruder wird bei ihrer Familie um ihre Hand anhalten. Du musst heiraten, du musst heiraten.

Adems Bruder hielt beim Vater um die Hand an, und der Vater sagte: Was macht dein Bruder? – Chemiestudent. – Student, aha, komm wieder, wenn er fertig ist. Meine Tochter an einen Studenten?

Das, sagt Adem, war meine Herausforderung.

Adem lernte Hülya kennen, Hülya war schon mit einem anderen verlobt, den liebe sie aber nicht, sagte sie zu Adem, und Adem sagte zu Hülya: Du wirst ihn nicht heiraten, ich werde dich heiraten.

Und dann, sagt Adem, brannten wir durch. Wir fuhren nach Ankara, in eine Wohnung von meinen Verwandten, von ihren Verwandten wusste niemand, wo wir

waren. Es vergingen ein, zwei Nächte, und Adem wusste, jetzt ist Hülya für die Familie nicht mehr das, was sie vorher war. Ihr Ruf war hin, nachdem sie so lange mit einem Mann zusammen war, sagt Adem, kein Schwein hätte sie mehr genommen. Dabei hatten wir gar nichts gemacht, ich glaube, sie wollte nicht. Also kochten wir, wir spielten Karten, stinklangweilig war es eigentlich, aber egal, das wusste ja niemand. Alle dachten, Hülya war nun nicht mehr die Tochter, die sie vorher war. Hülya war über Nacht mit Adem zusammen, und Adem konnte sie heiraten.

Ich wollte dem Vater schaden, sagt Adem, aber ich schadete mir und Hülya. Sechszwanzig Jahre waren wir zusammen, ich habe unsere Leben zerstört.

Adem fuhr zurück nach Berlin. Ich schrieb einen Brief an Hülya, sagt Adem, ein, zwei Wochen nach der Hochzeit, ich schrieb, dass ich sie nicht liebe, die Hochzeit war ein Fehler, sie soll nicht kommen. Aber mein Bruder fing den Brief ab, er schrie ins Telefon, was ich für ein Schwein sei, das Leben eines Mädchens zu ruinieren. Und auch meine Eltern sagten: Das geht nicht, Adem.

Hülya kam nach Berlin. Und ich hab mich dann ziemlich unhöflich, hm, wie nennt man das, katastrophal benommen, sagt Adem. Ich habe sie ein Jahr lang schlecht behandelt, mit ihr kaum gesprochen, kein Sex, selten Körperkontakt, ich hatte einfach keine Lust, ich wollte sie rausmobben, vergraulen, wollte, dass sie von sich aus geht.

Aber sie ließ alles über sich ergehen, und ich dachte, ich kann mir fast eine Kugel in den Kopf schießen. Ich fragte mich: Wie trenn ich mich, wie trenn ich mich am besten? Nach einem Jahr sagte ich mir dann: Ich werde sie nicht los, mach das Beste draus.

In einem Moment bist du ein Engel, im anderen ein Teufel, sagte Hülya zu Adem.

Stolz war ich 89 – da kam Kind eins, der Junge.

Stolz war ich 91 – da kam Kind zwei, das Mädchen.

Die Kinder waren da, und wir, die Eltern, sagt Adem, redeten mit zwei Zungen.

Sie wollte, dass die Kinder groß werden, Kinder satt, Welt in Ordnung, morgen ist auch noch ein Tag.

Er wollte, dass sie lernen, hart arbeiten, sich hocharbeiten, systematisch sich fragen: Was kann ich heute noch erreichen?

Einschulung des Sohnes. Alle Kinder wurden nach vorn gerufen. Und mein Sohn, sagt Adem, fängt an zu weinen. Zu heulen! Das einzige Kind, das heulte. Ich war stinkig.

Dir war das peinlich?

Ja.

Adem legt die Faust auf den Tisch jetzt, er wollte ihnen seine Wahrheit beibringen, die er als Kind gelernt hatte. Ich sagte: Wir sind Ausländer, wir müssen mithalten können, Deutsch sprechen wie die Deutschen.

Adem spreizt die Finger, schlägt mit den Fingerkuppen auf den Tisch, er versteht nicht, noch immer nicht, wie dann so etwas passieren konnte. Sein Sohn stellte etwas an, Diebstahl, und dann stand im Polizeiprotokoll: junger Mann türkischer Abstammung mit ausländischem Akzent. Das musst du dir mal vorstellen! Adem schlägt schneller mit den Fingerkuppen auf den Tisch, ein Kind, das hier geboren wurde! Ausländischer Akzent!

Mein Sohn, sagt Adem, wollte eine Bomberjacke anziehen, und ich sagte: Wir kommen aus der Türkei, ich nahm einen Atlas, guck auf die Karte, sagte ich, da ist die Türkei. Ich kam als Kind, du lebst hier, wir sind nicht immer gewollt, diese Menschen mit Bomberjacken mögen uns nicht.

Er sollte sein wie du, Adem?

Nicht wie ich sollte er sein, ruft Adem aus, besser als ich sollte er sein! Der Beste in der Schule! Und was machte mein Sohn?, fragt Adem. Tagelang die Schule schwänzen! Stehlen! Ein blauer Brief kam, und niemand sagte mir etwas davon.

Wenn der Junge nicht auf Regeln hört, sagt Adem, ist die logische Reaktion, dass er fühlen muss. Ich schlage zu. Und wenn Schlagen nicht hilft, muss ich fester schlagen.

Regeln, Reaktion, wie in der Chemie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Irgendwann gab ich auf, ich schlug nur noch zu. Ich hatte Angst, dass ich ihn totschiage.

Dann kam der Tag, an dem Adem den Gürtel nahm. Adem hatte zu seinem Sohn, vierzehn muss er da gewesen sein, gesagt: Ich möchte, dass du dich von diesem Jungen, mit dem du immer rumhängst, fernhältst, dieser Junge passt mir nicht. Monatelang forderte ich das, sagt Adem. Und dann, an einem Morgen, kam ich von einem Arzttermin nach Hause, mein Sohn dachte, ich sei arbeiten, ich hatte befohlen: Dieser Junge kommt mir nicht in die Wohnung, du redest nicht mit ihm, und dann sitzen sie beide da, mein Sohn und dieser Junge. Ich fragte meinen Sohn: Warum hast du das gemacht? Keine Antwort. Ich fragte noch mal: Warum hast du das gemacht? Keine Antwort. Sag doch, ich möchte es verstehen! Keine Antwort. Dann nahm Adem den Gürtel.

Adem, was hattest du gegen den Freund des Sohnes?

Ich hatte das Gefühl, dass sie Scheiße bauen würden. Es war ja nicht so, dass sie zusammen Englisch lernten oder Fußball spielten. Er suchte sich den Dümmden, den Schlimmden aus.

Adems Wahrheit, noch immer.

Lass uns trennen, sagte Adem zu Hülya, wieder und wieder. Und auf einmal sagte Hülya: Ja. Im Ernst?, fragte Adem. Ja, sagte Hülya. Warum auf einmal, sagte sie nicht. Mir war das egal, sagt Adem, Hauptsache, trennen, Hauptsache, weg.

Vielleicht wäre sonst nun einer tot.

Trennung, Scheidung. Sechszwanzig Jahre. Leben ruiniert, sagt Adem. Aber alle leben noch.

Ich würde das nicht wieder machen heute, sagt Adem, niemals, nicht den Gürtel, nicht mal schlagen, ich würde rausgehen mit dieser Wut, durch den Park, mit der Faust an die Wand hauen und am nächsten Tag mit dem Jungen reden. Ihn mal in den Arm nehmen, streicheln, küssen. Auf den Schoß nehmen. Er brauchte Zucker, ich gab ihm die Peitsche. Man kommt ja nicht als Vater auf die Welt, sagt Adem.

Ich dachte, er kriegt Schiss und wird brav, so wie ich Schiss hatte damals.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Adems Mutter fragte mal: Adem, warum schlägst du deinen Sohn? Du kannst ihn doch nicht schlagen! Adem antwortete: Mama, du hast mich doch auch geschlagen!

Adem, sagte seine Mutter, war ich wirklich so eine schlimme Mutter?

Ein-, zweimal habe ich probiert, mit ihr zu reden, sagt Adem.

Und wenn ich es gemacht haben sollte, meinte seine Mutter, dann heißt es ja nicht, dass du es auch machen musst.

Ich war enttäuscht, musste lachen, war wütend, sie tat mir leid. Dann hab ich aufgegeben, sagt Adem. Sie ist alt jetzt, was soll ich mit ihr diskutieren, sie kann sich nicht erinnern.

Adem erinnert sich, dass er aus Liebe zu ihr schwieg, sich nicht wehrte: Ich wollte immer geliebt werden, dafür tat ich alles. Zucker.

Ich hatte Angst, sagt Adem, dass sie zuschlägt. Manchmal schlug sie auf den Kopf, ihre Hand zur Faust, angespannt, der Mittelfinger etwas weniger eingeknickt als die anderen, und dann, zack, zack. Peitsche.

Am Morgen konnte man nicht wissen, was der Tag bringt. Ob man geprügelt wird oder geliebt.

An einem Morgen, sagt Adem, spielten sein Bruder und seine Schwester Ball im Garten, und die Mutter sagte: Adem, geh Brot holen. Nein, Mama, ich will nicht. Adem, geh Brot holen. Adem ging nicht, er lief ins Haus, die Mutter lief hinterher, erwischte ihn, erwischte ihn mehrmals, sie hatte etwas in der Hand, vielleicht war's ihr Hausschuh. Und dann weiß Adem nichts mehr, sagt er. Er weiß nur, dass er im Garten aufwachte, seine Geschwister spielten noch immer Ball, und er lag auf dem Boden.

Ich muss kurz ohnmächtig gewesen sein, sagt Adem und streckt seine Hände aus, zeigt, wie er damals dalag, alle Glieder von sich gestreckt, wie überfahren, auf dem Boden wie ein Abziehbild. Adem stand auf und ging Brot holen.

Wie oft wurdest du geschlagen?

Sehr oft. Am nächsten Tag hatte ich mich bei ihr zu entschuldigen. Ich sagte: Entschuldigung. Das war's, alles wieder in Ordnung.

Du hast dich entschuldigt, weil du verprügelt wurdest?

Adem lacht auf.

Fühltest du dich schuldig, Adem?

Meine Mutter ist so, dachte ich, sie liebte mich, ich liebte sie. Die Schläge nahm ich hin.

Fühlst du dich als Opfer, Adem?

Ja, damals war ich ihr Opfer, Opfer ihrer Dummheit, Opfer ihrer Unwissenheit. Mein Sohn ist das Opfer meiner Dummheit, meiner Unwissenheit, meiner Hilflosigkeit.

Ich bin von meiner Mutter geprägt worden, sagt Adem, und meine Mutter ist von irgendetwas geprägt worden. Ein Kreislauf ist das, wer schafft es denn, da auszubrechen?

Mein Leben macht mich traurig, sagt Adem.

Frau weg, Kinder weg, ich war allein, noch nie im Leben war ich allein. Adem wählte eine Nummer, die er im Internet fand, er hatte gegoogelt: Psychologe, Türke, so etwas. Ich brauche Hilfe, sagte Adem. Kommen Sie, sagte Herr Erdoğan.

Adem kam. Montagabend, Männergruppe. Ein schlichter Raum, Männer auf Stühlen um einen Tisch. Adem sagte: Hallo, ich bin Adem, geschieden, zwei Kinder, kein Kontakt zu den Kindern.

Willkommen, Adem, sagten die Männer.

Adem kam wieder, Montag für Montag. Er erzählte, dass er seinen Sohn geprügelt hatte. Als die anderen ihre Geschichte erzählten, hatte Adem das Gefühl, er ist nicht der einzige Mensch unter sieben Milliarden Menschen auf dieser Welt, dem das passiert ist. Ich stellte fest, dass ich vieles falsch gemacht hatte, fast alles. Ich machte fast alles falsch.

Ich hab jeden Montagabend in der Männergruppe gegessen, sagt Adem, und zugehört. Ich habe gelernt, dass man Geduld haben sollte. Dass man zuhören sollte. Hätte ich all das früher gelernt, wäre meine Geschichte wohl anders verlaufen, sagt Dr.

Adem Yilmaz. Auf den Doktor ist er stolz. Aber ein Dokortitel, sagt Adem, hilft dir nicht, wenn du Vater bist.

Ich hatte eine Familie, eine Frau, Kinder. Jetzt habe ich keinen Kontakt mehr zu ihnen. Sie wollen das nicht, sie sagten öfter zu mir: Wir brauchen dich nicht, lass uns in Ruhe.

Mit der Tochter, sagt er, hatte ich vor zwei Jahren noch mal Kontakt. Dann hab ich mit ihr angefangen zu diskutieren, und dann soll ich vor ihr die Mutter mit einem Ausdruck bezeichnet haben, sagt Adem.

Was für ein Ausdruck?

Adem buchstabiert, jeden einzelnen Buchstaben betonend: H-U-R-E.

Die Tochter flippte aus, der Kontakt zur Tochter war vorbei.

Als wir noch verheiratet waren, sagt Adem, hab ich meiner Frau dieses H-Wort öfter hinterhergebrüllt. Ich steh dazu, ich wollte sie beleidigen, wusste nicht mehr, was ich machen sollte. Ich wollte mich scheiden lassen, meine Worte kamen nicht an, ich erniedrigte sie, sie nahm das so hin.

Den Sohn, sagt Adem, hab ich vor einem Jahr mal angeschrieben, über WhatsApp, ich dachte: Adem, mach den ersten Schritt, das ist dein Sohn, dein Sohn braucht Liebe, Verständnis.

Adem sagt, er schrieb etwa so: Hier ist dein Vater, ich würde mich gern mal mit dir unterhalten.

Eine Weile ging es hin und her, wie das genau war, weiß Adem nicht mehr, er erzählt: Er warf mir vor, dass ich ihn nur schlug, dass er immer nur lernen, lernen, lernen, lernen sollte. Adem antwortete ihm: Und was hast du gelernt? Hast du überhaupt etwas gelernt? Und was die Schläge angeht, schrieb Adem, habe ich tausendmal mehr Schläge bekommen als du.

Ich hatte vier Gläser Wein getrunken, sagt Adem, ich ließ mich provozieren. Bald darauf löschte er den Chat, der Kontakt zum Sohn war vorbei.

Du musst loslassen können, sagt sich Adem, wenn es nicht geht, geht es eben nicht, muss ich akzeptieren. Was soll ich machen? Eine Knarre nehmen, in die

Wohnung rein ... Er stockt im Satz, spricht nach einem kurzen Moment weiter: und zum Schluss mich?

Adem schweigt. Vielleicht, sagt er, fragen die Kinder meiner Kinder ja mal: Wo ist denn Opa?

Adem, würdest du dich bei deinem Sohn entschuldigen?

Ja.

Was würdest du sagen?

Ich würde sagen: Ich bin stolz auf dich. Er muss nichts machen, nichts können, nichts erfüllen, er ist mein Sohn.

Würdest du diesmal nicht die Geduld mit ihm verlieren?

Ich hoffe, nicht, ich weiß nicht, wie er reagiert. Irgendwann verliere ich natürlich meine Geduld. Aber ich würde gern reden über seine Probleme, seine Wünsche.

Ich würde gern sagen: Sohn, ich liebe dich.

Dieser Text stammt aus dem Buch »Kazım, wie schaffen wir das?«, das am 11. September bei der DVA erscheint (stark gekürzte Fassung). Es handelt von dem Berliner Psychologen Kazım Erdoğan, der vor zehn Jahren in Neukölln eine Selbsthilfegruppe für türkischstämmige Männer gründete. Für seine Verdienste erhielt er das Bundesverdienstkreuz. Sonja Hartwig hat Erdoğan vor zwei Jahren an dieser Stelle porträtiert. Daraus wurde das Buch.